

Fredi Lerch

## Mezzo del cammin

Stückwerk I

(Notizen: La Fornace [Bucine, AR] 30.7.-27.8.1994; Rohabschrift: 28.8.-17.9.1994; 1. Fassung: 18.9.1994-7.3.1995; 2. Fassung: 8.-10.3.1995, 3. Fassung: 2.-16.4.2006.)

*Mitte des Lebens.* – Im Schnellzug durch die Leventina. Vis-à-vis Heidi, lesend. Draussen Bodio. Das vorbeischlierende Dunkelgrün der Laubwaldhänge, dazwischen rostbraune Felsbrocken. Plötzlich der geknickte Zweig, im Grün aufblitzend seine dünnen, hellgelben Blätter. Ein Lidschlag lang geht der Blick ungewusst über den Zenit des Sommers hinaus. Versinkt, wie ich, träge geworden von der monotonen Fahrt durch den heissen Hochsommermittag, die Augen zurückhole auf das Buch in der Hand, «nennbar der name/ doch nicht der ewige namenennbar der name/ doch» (51). Später – nach Monza? nach Modena? – weiss ich plötzlich, was ich gesehen habe: eine Wegmarkierung. Der Zweig hatte mich gemeint. Er war die Mitte meines Lebens.

*Am liebsten reist der Kopf.* – Reisen ist eine Anstrengung, ein Wagnis und ein Vergnügen. Eine Anstrengung für den Körper, ein Wagnis für das Herz, ein Vergnügen für den Kopf. Der ist immer unterwegs und munter, und als ich ihn gefragt habe, welche Lektüre-Reisen er sich für den Monat Toscana-Ferien wünsche, hat er gelacht und gesagt: Egal, pack ein, was dir in die Hände kommt. In die Hände gekommen sind mir in den letzten Tagen der neue «WIDERSPRUCH» zum Thema «Sicherheit contra Solidarität»; die «Erinnerungen an die DDR und einige ihrer Christen», ein eben erschienenenes Büchlein von Kurt Marti; in der Buchhandlung zwei Taschenbücher, Primo Levi: «Ist das ein Mensch?» und Ivo Andric: «Die Brücke über die Drina»; zum Lesen bekommen habe ich vor einigen Tagen eine Auswahl von Reden und Gleichnissen des Dschuangdse, herausgegeben von Martin Buber; aus dem Büchergestell nahm ich, weil's vielleicht dazu passt, das «Daudesching» Laudes in der ostdeutschen Reclam-Ausgabe (herausgegeben von Ernst Schwarz). Zufrieden? Der Kopf lacht. Von mir reist er am liebsten.

*...in Bellinzona steigt eine italienische Familie in das Sechserabteil zu, Eltern mit zwei halbwüchsigen Töchtern. Der Vater in Turnhosen fühlt sich, nachdem er mit seinen groben Arbeiterhänden Koffern und Taschen mit Leichtigkeit in die Gepäckträger hinaufgewuchtet hat, gleich Zuhause und streift seine Schuhe ab, um die Füsse auf dem gegenüberliegenden Polster zwischen mir und einer seiner Töchter zu lagern. Allmählich tut die Klimaanlage des Abteils ihre Wirkung, der Luganersee*

*blau wie auf den Postkarten und auch sonst verläuft die Reise angenehm: In Como wollen die Zöllner nicht einmal die Identitätskarte sehen...*

«*wo am tiefsten das tiefe*». – Die altchinesische Mystik, schreibt Ernst Schwarz in seinem Vorwort zum «Daudesching», kam «im Gegensatz zu der neuplatonischen und erst recht der europäisch-mittelalterlichen [...] ohne alle Transzendenz aus». Nicht-transzendental zu deuten versuchen müsste ich demnach auch die letzte Wendung des ersten Kapitels im «Daudesching»: «[...] *wo am tiefsten das tiefe/ liegt aller geheimnisse pforte*» (51). In Kreisen von theoretisierenden Linken habe ich vor einiger Zeit die Frage diskutieren hören, wo denn unter Einbezug der Kritiken des Antiimperialismus, des Eurozentrismus und des Feminismus heute das revolutionäre Subjekt der Geschichte, dessen Heldenblut als Schmieröl des objektiven historischen Prozesses anzusehen wäre, zu finden sein könnte; jene Klasse historisch konkreter gesellschaftlicher Menschen also, die dazu ausersehen wäre, den qualitativen Übergang zu einer höheren Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung zu bewerkstelligen. Ausser Betracht fiel die längst korrumpierte ArbeiterInnenaristokratie der Metropolen. Ausser Betracht fielen die Männer insgesamt, die – wo sie sich breit machen –, wie man weiss, weltweit die Privilegien des herrschenden Patriarchats verteidigen. In dieser Diskussion blieben schliesslich die am meisten rechtlosen, unterdrücktesten Frauen der Welt, jene in den Ländern «des Trikonts», übrig und man war sich einig, weiterhin fleissig die Zeitungen lesen zu wollen, damit man nicht verpassen würde, wenn die Philippininnen, Uganderinnen oder Bolivianerinnen die ersten Signale der Weltrevolution aussenden würden. Abgesehen davon, dass es vielleicht ein wenig absurd ist, wenn mittelländische, mittelständische Zirkel von Verbalradikalen dem Weltgeist sagen, was er zu tun hat, damit die Welt so herauskommen wird, wie sie eh wird herauskommen müssen; abgesehen davon, dass es vielleicht auch ein wenig traurig ist, wenn die Wachsten meiner Generation, die vor hundertfünfzig Jahren noch zweifellos glühende Patrioten und Patriotinnen gewesen wären und auf durch und durch kritisch-konstruktive Art beim Aufbau des neuen Vaterlandes mitgeholfen hätten, ihren gesellschaftlichen Ort als politisch derart hoffnungslos und moralisch derart diskreditiert betrachten, dass sie die Legitimation zum politischen Handeln hinter alle Grenzen der eigenen Zuständigkeit projizieren – abgesehen davon verwandelt sich die Idee, die «Trikont»-Frauen würden «uns» zum

letzten Gefecht führen, vor dem Hintergrund der «Daudesching»-Formulierung auf überraschende Weise: Politische Illusorik wird zu nichttranszendentaler Mystik, denn «wo am tiefsten das tiefe/ liegt aller geheimnisse pforte».

*... als ich aufblicke Milano Centrale, die Geleisfelder, Heidi sagt: «Hör mal: 'Es gibt kein Wort des Trostes in irgendeiner Sprache für Versuchstiere, die nicht wissen, warum sie sterben müssen.' Das hat ein Überlebender von Hiroshima gesagt.» Sie liest aus dem Roman «La Storia» von Elsa Morante vor. Jetzt die weitgeschwungene Stahlkonstruktion der Bahnhofhalle...*

«namen» sind «namen», nicht Wahrheit. – «als man aber mit namen begann zu trennen die dinge/ wurden selbtherrlich die namen» (82), sagt das «Daudesching»: Die ganze Welt ist wahr, nur nicht die Wörter, die ihre Wahrheit abzubilden vorgeben. Jene jedoch, die sich der Wörter, der «namen», bedienen, um die Welt redend in Bruchstücke zu teilen und diesen mit unversieglichem Wortschwall die Kanten zu schleifen, sich Brocken um Brocken zuzurichten zu Bausteinen, beherrschbar und griffig, für den Bau einer festen Burg, eines Reichs, einer Welt in der Welt – jene geben vor, in ihren «namen» die Wahrheit der Welt aufgehoben zu wissen: Nichts als der Fetisch dieser weltlosen Wörterwahrheit begründet ihre Macht. Aber «namen» sind «namen», nicht Wahrheit. Wer die Wahrheit sagt, lügt; wer die Wahrheit weiss, schützt sie vor der Veräusserung an die «namen».

*Die Sprache der Lymphdrüsen.* – Vor zwei Tagen: Heidi sitzt am Küchentisch, Zeitung lesend, tastet sich zuerst gedankenverloren, dann aufmerksam werdend die Unterseite des linken Kiefers ab, stellt unter der Haut eine leichte Verhärtung fest. Auch ich soll abtasten und bestätigen, trockne ungerne meine Hände, bin am Salatwaschen für das Abendessen. Zuerst spüre ich nichts, Heidi insistiert, nach mehrmaligem Abtasten gebe ich zu: eine leichte Verhärtung, eine geschwollene Drüse wohl. Heidi ist beunruhigt, schlägt im Nebenraum Fachbücher nach, kommt wieder in die Küche, tastet weiter, ich soll auch noch einmal bestätigen, reagiere jetzt aber unwirsch, sie steigere sich in etwas hinein. Sie reagiert betroffen, weil von dieser

Druckstelle unter dem Kiefer verunsichert und sagt, ich sei «ugschpürig» – wenn ich, was übrigens häufig vorkomme, meinerseits auf ein beunruhigendes Körpersignal hinweise, nähme sie mich jeweils ernster. Später sagt sie, sie spüre diese Lymphdrüse als leichten Druck beim Kopfdrehen schon seit Tagen, ein solches Signal könne alles bedeuten, vom harmlosesten bis zum schwerwiegendsten. Heute, kurz vor Olten, zu Beginn der Reise, sagte sie, dass sie den Druck unverändert wahrnehme.

*...seit Heidi und ich auf unserer Fahrt nach Kalabrien im September 1986 hier vorbeikamen, blicke ich jedesmal, wenn der Zug von Mailand kommend im Bahnhof Bologna einfährt auf der Suche nach den zerstörten Eisenbahnwagen über die Geleisefelder. Damals hat uns hier ein italienischer Mitpassagier – ein lebenswürdiger Unterhalter und Sprachlehrer, der in Mailand seinen vorläufigen medizinischen Freispruch hatte in Empfang nehmen können: kein Krebs, darum bester Dinge – auf die beiden Wagen aufmerksam gemacht. Sie gehörten damals zum Expresszug Ancona-Basel, der eben im Bahnhof Bologna stand, als die 20-Kilo-Bombe losging. Es gab 83 Tote, zweihundert zum Teil schwer Verletzte, die Verantwortung übernahmen die rechtsradikalen «Bewaffneten Revolutionären Stosstrupps». Das war am 2. August 1980 – übermorgen werden es vierzehn Jahre her sein. In einer Ansprache vor dem Senat fühlte sich Ministerpräsident Francesco Cossiga damals «an die Tragödien nazistischer und faschistischer Barbarei» erinnert. Was uns der Mitpassagier dann zeigte, waren diese fensterlosen, zerbeulten, auf einem entfernten Abstellgeleise vor sich hinrostenden Wagen. Seither halte ich immer Ausschau nach ihnen, wenn der Zug hier einfährt, ein Mahnmal für die Toten, die, da der Zug nun bremst und anhält, ungefähr hier oder vielleicht hier in grossen Blutlachen gelegen haben müssen. Spurlos verschwunden längst. Und auch die Wagen stehen schon seit mehreren Jahren nicht mehr draussen auf dem Geleisefeld...*

«Störefrieden». – «Störefrieden» ist ein Begriff von Kurt Marti. Für ihn ist eine apolitische Interpretation des Evangeliums «emeritierte Religion» und Jesus der an Ostern auferstandene Störefried, trotz seines Grusses: «Friede mit Euch!» «Störefrieden also?» fragt Marti, «immer wieder, ja: Friede, der sich einmischt, der zur

Einmischung drängt – kein Ruhezustand.» «Störefrieden», auch ein gutes Wort zur Charakterisierung von Martis Spracharbeit: seine unpolemischen, unpräzisen Protokolle des Bedeutsamen am Rand. Marti als treuer Zeuge, kaum je in der ersten Reihe, aber immer in der Nähe, ein rüstiger und scharf beobachtender Spaziergänger zwischen den Arenen von Spektakel und Aktualität; das bezeugend, was ohne ihn niemand der Bezeugung wert befinden würde. Die Stücke des neuen DDR-Büchleins privat wie ein Fotoalbum, persönliche Notizen, die wie Gedankenstützen zur späteren Ausformulierung erscheinen, ohne die politische Prägnanz von «Zum Beispiel Bern 1972» oder den formalen Schliff von «Högerland». Zum Teil eher Beliebigkeiten, Zufälliges, Zugefallenes aus dreissig Jahren. Auch darin ist er ehrlich und macht sich und mir nichts vor: dass er trotz seiner paar Reisen nach Berlin, Erfurt oder Leipzig in Sachen DDR nur Zeuge vom Hörensagen ist. Wie wir alle.

*...im Bahnhof von Florenz treten wir aus dem kühlklimatisierten Wagen auf das Perron hinaus in eine Woge abendlicher Sommerwärme. Goldlicht. Als der «Locale» eine halbe Stunde später den Bahnhof Richtung Arezzo verlässt, versinkt die Sonne über den Hügelzügen des Apennin blutrot in einem Meer von violetterm Dunst...*

*Ab jetzt ist jetzt.* – Geht das überhaupt? Ein passabel sozialkritischer Journalist, dem Schreibe, Rede, Schweigen und Traum gleichermassen zu profilierter Gesellschaftskritik gerinnen sollte, macht zum Thema seiner Schreibarbeit seine Ferien, die er doch so diskret begehen müsste, wie der Papst seinen Gang aufs Klo? Ist innere Emigration oder – o Schmach und Schande – Rückzug ins Private angesagt? Schlägt die verdrängte und schamvoll unterdrückte Saturiertheit nun doch auf das Schreiben durch? Geht's mir zu gut? Habe ich mich mit der Welt, wie sie ist, abgefunden? Beginnt hiermit mein intellektuelles Mümmeln? Wozu solche Notizen? Dass mir auf diese Fragen als erstes etwas Längstgeschriebenes und lange Vergessenes einfällt, ist wohl einerseits eine Alterserscheinung, andererseits aber vielleicht auch ein Hinweis auf meine Situation als journalistisch Schreibender in der gegenwärtigen Schweiz: «Vermutlich müssen wir wirklich immer wieder versuchen, die Welt neu zu erklären. Aber man muss doch eine halbwegs vernünftige Antwort wissen auf die Frage:

Wozu? Was hierzulande als Aufklärung gilt, ist – auch – ein Gesellschaftsspiel: 20000 Linke (mehr sind ‘wir’ ja wohl nicht) stehn im Kreis und spielen Aufklärung. Die Spielregel lautet: Alle klären fortwährend alle auf. Wer aber das Sprachspiel des Marx-bis-Habermas-Jargons mit einem falschen Wort beschädigt, muss eine Runde aussetzen. Dann lachen alle, oder sie schütteln den Kopf. Daneben sind alle froh, dass alle so tun, als merkten sie nicht, dass beim Ringelreihenspielen das Schrittemachen und der Selbstbetrug ziemlich identisch sind.» (WoZ 5/87) Ich setze hiermit freiwillig eine Runde aus. Ich erkläre diesen Monat in Italien, den August 1994, hiermit zur Mitte meines Lebens, die ich mit auch-privaten Notizen festzuhalten gedenke. Ich will den Scheitel- und Wendepunkt meines Lebens dokumentieren. Ob das jemanden interessiert, interessiert mich nicht. Dieses Schreiben ist – wie jedes aufrichtige und notwendige – nicht Vermittlungs-, sondern Erkenntnisarbeit (das äusserste, was ich mit Sprache vermag, ist, mich selber zu überzeugen). Leben nach der Hälfte des Wegs, in der Mitte des Lebens: midlife-crisis? Der Augenblick des aufrechten Gangs! Die Zeit des Nochnicht ist vorbei. Ab jetzt ist jetzt. Schon bald wird Nichtmehr sein. (Und was den linken Journalismus betrifft, bedaure ich ein passant, dass das Leben von Linken als Privatsache gilt, ihre Weltanschauung aber in jedem Fall als öffentlich wichtig. Das Umgekehrte wäre in vielen Fällen bedeutend interessanter.)

#### fragment I

...das erstgehoffte versinkt  
 das versunkne kippt weg  
 ins überwachsne undenkbar  
 schon blühen im kopf  
 die steinblumen des  
 vergessens: erinnerung  
 das früherfahrne schrumpft: *ein*  
 erster gang in die welt zwischen  
 vater und mutter: *ein* verletzender  
 tadel vor versammelter

klasse: *eine*  
 laufkontrolle auf dem  
 kasernenplatz: *eine lebensangst*  
 vor dem brotmesser im  
 schrank  
 getreulich jedoch mein körper  
 mein körper trug auf der schulter eine fremde  
 seele meine fremde seele  
 bis hierher und ich  
 ich...

*...nach Pontassieve fährt der Zug in die Nacht hinein. Vor den Fenstern erstrecken sich weite Felder von Sonnenblumen, beim Einnachten mit bodenwärts geneigten Köpfen. «Il girasole», ein Wort, das wir damals, 1986, bei der Zugsfahrt in den Süden vom freundlichen Krebsverschonten gelernt haben. Der Fahrtwind durch die geöffneten Wagenfenster allmählich kühler, Gerüche von Süden, von Sommer. In Montevarchi verlassen die letzten Mitreisenden den Wagen, draussen jetzt Nacht. Wir tragen die Reisetaschen zu einem der Ausgänge und warten die fünf Minuten bis zum Reiseziel stehend. Links unten jetzt die Lichter von Levane, dann, nach zwei, drei kurzen Tunnels in der langgezogenen Linkskurve die schmale Perronüberdachung von Bucine...*

*Ankunft in einem uralten Traum. – «La fornace» ist ein toskanisches Landhaus mit Anbauten fünf Kilometer von Bucine – der Name verweist vermutlich auf eine frühere Ziegelbrennerei. Es liegt in einer kleinen Mulde am Fuss eines bewaldeten Hügelzugs. Der Weg führt vom benachbarten Hof Podere Lupinari dem Hang entlang in die Mulde hinein, zieht vor dem mit hohen Weiden und Pappeln umstandenen Haus eine Kurve, quert das zu dieser Jahreszeit ausgetrocknete Bachbett und zieht sich über den gegenüberliegenden Hang ansteigend durch einen Olivenhain empor zum Dörfchen San Leolino. Hinter dem Haus erstreckt sich keilförmig eine leicht ansteigende Wiese, allseitig begrenzt von Wald; Tannen, Edelkastanien, Erdbeerbäumen, dornigem Gestrüpp. In der Spitze des Keils, zuhinterst in der Wiese, staut*



sich dunkelbraun trüb ein kleiner Weiher. Dieses Anwesen, damals eine in Brombeergestrüpp versunkene Ruine, haben Marco Häberling und Jolanda Heini 1987 mit einigem Umschwung für wenig Geld gekauft, haben Dach um Dach und Raum um Raum renoviert und ausgebaut – zuerst zu einer eigenen Wohnung, danach zu drei unterschiedlich grossen Ferienwohnungen in den Nebengebäuden. Sie haben aus undurchdringlichem Gesträuch die heutige Wiese herausgehauen, einen Brunnen gegraben, elektrischen Strom ins Haus ziehen lassen, für sich einen Garten und für die Gäste eine Boule-Bahn angelegt. Heute leben sie hier mit ihren beiden inzwischen in Bucine eingeschulten Kindern Gavino und Salome, versorgen sich, soweit vernünftigerweise möglich, selber, haben Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Katzen und zwei Wachhunde. Das unabdingbar nötige Geld verdienen sie mit der Vermietung der Wohnungen und dem Verkauf von Gartenprodukten an die Gäste und an einen alternativen Lebensmittelverteiler, die Kooperative «Paterna». – Heidi und ich kommen zum fünften Mal nach «La fornace». Nachdem wir letztes und vorletztes Jahr je zweimal für zehn bis vierzehn Tage hier waren, wollen wir diesmal einen Monat bleiben. Jede Ankunft ist für uns auch eine Rückkehr in den Traum von Landleben und Selbstversorgung, den wir eigentlich schon Anfang der achtziger Jahre ausgeträumt haben, ohne je wirkliche Realisierungsanstrengungen zu unternehmen. Aber vielleicht gibt es für alle, die – freigesetzt vom eigenen Boden und von der Möglichkeit, mit unabhängiger Arbeit überleben zu können – versuchen, in der riesigen Weltarbeitsmaschine ein nützliches Rädchen zu bleiben, um nicht unter die Räder zu kommen – gibt es für Leute, wie wir welche sind, an diesem Traum etwas, das sich nie austräumen lässt.

*...auf einem Erdwall über dem Weiher, im Schatten hoher Eichen und Tannen, lesend im Liegestuhl. Über der Wiese grellweiss flimmernd die Hitze, am Horizont gehn die Hügel in Dunst über. Manchmal streck ich mich aus, schliesse die Augen, zu hören nichts als Zikaden und Vögel, ab und zu ein Insekt. Dass 1. August so still sein kann. Einmal vom Dörfchen oben auf dem Hügel das Gebimmel der Mittagsglocke. Dann und wann springt unten im Weiher ein Fisch. Und manchmal ein Frosch ins Wasser...*

*Nummer 174 517: Die industrielle Vernichtung von Besitz, Name und Sprache.* – Jedes Wissen, wenn es zu einer Praxis befähigt, ist nützliches Wissen und noch das abscheulichste, zum Beispiel die Sozialtechnologie der industriellen Menschenvernichtung, ist wertvoll genug, es praktisch zu erforschen, soweit es die politischen Rahmenbedingungen zulassen. Im Arbeitslager Buna bei Monowitz in der Nähe von Auschwitz, wo Primo Levi 1944/45 mehr als ein Jahr interniert war, waren diese Bedingungen ideal, die Supponierung von Sachverhalten unter Laborbedingungen überflüssig. Der Alltag war das Labor und erlaubte in industriellem Massstab folgendes Experiment als politische Praxis: «Tausende von Individuen, voneinander verschieden nach Alter, Stand, Herkunft, Sprache, Kultur und Sitten, sperre man hinter Stacheldraht und unterziehe sie dort einer Lebensweise, die konstant, kontrollierbar, für alle identisch ist und unterhalb aller Bedürfnisse liegt.» (104) Um diese identische Lebensweise zu garantieren, wurde das Menschenmaterial bei Anlieferung so zugerichtet, dass alle sich aus der unterschiedlichen Vorgeschichte ergebenden Ungleichheiten weitestgehend eliminiert waren. Dies geschah in der Weise, dass das Material bei Eintreffen sofort von seinem Zivilzustand in jenen von «elenden und schmierigen Gliederpuppen» (27) überführt wurde, wobei diese Überführung in dreifacher Hinsicht die Eliminierung von Faktoren bedeutete, die das Material zuvor im jeweiligen sozialen und kulturellen Kontext als sogenannte «Menschen» konstituiert hatte: Als erstes wurde der Besitz eliminiert, jene «hundert kleinen Dinge, die auch der armseligste Bettler sein eigen nennt; ein Taschentuch, ein alter Brief, die Fotografie eines lieben Menschen». Zwischenergebnis: «[Die Gliederpuppe] wird leer sein, beschränkt auf Leid und Notdurft und verlustig seiner Würde und seines Urteilsvermögens, denn wer alles verloren hat, verliert auch leicht sich selbst.» (28) Als zweites wurde der zivile Name eliminiert, Levis neuer Name zum Beispiel lautete Häftling Nummer «174517» (29); in einer späteren Phase konnten die letzten drei Ziffern sozusagen zum Rufnamen werden, zum Beispiel bei «Null Achtzehn»: «Seine Sprache und sein Blick erwecken den Eindruck, als sei sein Inneres leer, als bestehe er nur noch aus einer Hülle, wie die Reste mancher Insekten, die man, mit einem Faden an einem Stein hängend, an den Ufern der Teiche findet, und der Wind hat sein Spiel mit ihnen.» (47) Wieder fallen mir die zwei Zeilen im «Daudesching» ein: «als man aber mit namen begann zu trennen die dinge/ wurden selbtherrlich die namen» (82). In Monowitz herrschte eine andere Wirklich-

keit: Als man dort die Menschen begann zu trennen von ihren Namen, wurden zu Dingen die Menschen. Als drittes schliesslich wurde sofort die Sprache als Kommunikationsmittel eliminiert, und zwar in doppeltem Sinn: Einerseits waren die für das Menschenmaterial vorgesehenen Lebensbedingungen so gestaltet, dass die Sprache der «Häftlinge» nicht taugte, um zu fassen, was ihnen geschah. Levi zum Beispiel merkte schnell, «dass unsere Sprache keine Worte hat, diese Schmach zu äussern, dies Vernichten eines Menschen» (28). Andererseits galt von einem Augenblick zum andern das noch Artikulierbare als sprachliche Äusserung nichts mehr: «Werden wir reden, so wird man uns nicht anhören, und wird man uns auch anhören, so wird man uns nicht verstehen.» (28) Dies ist die erste sozialtechnologische Stufe der industriellen Menschenvernichtung: die Eliminierung von Besitz, Name und Sprache des zu verarbeitenden Menschenmaterials.<sup>1</sup>

*In Kurt Martis Wohnstube.* – Am Tag vor der Abreise bei Kurt Marti vorbei. Bringe ihm nach telefonischer Absprache ein Manuskript, zu dem mich seine Meinung interessiert. Marti bittet mich in die Wohnstube – auf dem Büchergestell die grünen Bände des Deutschen Wörterbuchs der Gebrüder Grimm und die rostroten von Karl Kraus' «Fackel» –, ohne mich allerdings zum Sitzen aufzufordern. So reden wir stehend, zuerst über sein Haus, ein Einfamilienreihenhaus aus der Zwischenkriegszeit in der oberen Schosshalde, in das er mit seiner Familie einzog, als er 1961 – aus dem aargauischen Niederlenz kommend – in Bern Pfarrer an der Nydegkirche geworden ist. An einem eigenen Haus müsse man immer etwas machen lassen, sagt er, man könne ja nicht gut eine Bruchbude hinterlassen. Dann schenkt er mir sein eben erschienenenes DDR-Büchlein, schreibt eine Widmung hinein, bezeichnet es als kleine Gelegenheitsarbeit. Ich spreche von meiner Vorliebe für sein lakonisches Rapportieren und erwähne sein Tagebuch «Zum Beispiel Bern 1972». Er beginnt zu erzählen, dass er damals von Ernst Cincera wegen Ehrverletzung eingeklagt worden sei, weil er den Begründer des «Cincerismus» als «Eiterbeule der Demokratie» bezeichnet habe. Nach einem Vergleich vor Gericht habe er in mehreren Tageszei-

---

<sup>1</sup> Nachtrag 9.1.2009: Falsch wäre die Annahme, die Entmenschlichung durch Nummerierung sei eine Erfindung der NS-Tötungsindustrie gewesen: Für Victor Hugo ist sie in seinem Roman «Die Elenden» (1862) so bemerkenswert, dass er mehrmals darauf zu sprechen kommt: Damals wurde sie offenbar bei Galeerenhäftlingen – darum auch auf Hugos Protagonisten Jean Valjean – angewendet (siehe die Ausgabe des Buchs: Düsseldorf [Patmos/Albatros] 2006, 109, 425, 658).

tungen eine Entschuldigung publizieren und die umstrittene Passage in der Zweitauflage streichen müssen. Darüber, dass Cincera damals weniger eine «Eiterbeule der Demokratie» als vielmehr eine honorable Stütze des Schnüffelstaats Schweiz gewesen ist, müssen wir heute nicht mehr reden: Cincera ist seit einigen Jahren Nationalrat (Zürcher Freisinn), und eher als dem Pfarrer Marti, der es zu nichts brachte als zum integren citoyen, wird die offizielle Schweiz dereinst Cincera als einem Vorkämpfer für Bürgerwehren im Bereich des Staatsschutzes ein Denkmal setzen.

*Zwei Nachträge.* – 1. Wörtlich lautet die von Cincera eingeklagte Passage: «‘Cincerismus’ [...] Zuviel der Ehre für Cincera? Schliesslich ist er nur Eiterbeule. Der Infektionsherd ist verborgener und ausgedehnter – bis zum Cincera in uns selbst.» (Kurt Marti: Zum Beispiel Bern 1972. Ein politisches Tagebuch, Darmstadt und Neuwied [Luchterhand] 1973, 28). 2. Als ich Anfang September, nach dem Aufenthalt in der Toscana, mein Manuskript wieder abhole, um daran weiterarbeiten zu können, sitzen wir uns in der Wohnstube doch noch gegenüber. Diesmal weist Marti en passant auf die literaturgeschichtliche Bedeutung des Raums hin: Hier sass er im Frühling 1970 zusammen mit Franck Jottenard und Jörg Steiner, gemeinsam formulierten sie das Pressecommuniqué, das ihren Austritt aus dem Schweizerischen Schriftstellerverein zum Thema hatte, im Nebenraum haben sie danach von Bichsel über Dürrenmatt, Frisch und Walter bis zu Heinrich Wiesner telefonisch die SSV-kritischen Kollegen angefragt, ob sie mitunterzeichnen würden. Schliesslich waren sie 22 «Dissidente». Im Laufe des folgenden Jahres haben sie die «Gruppe Olten» gegründet.

*...neben der mit roten Backsteinen hüfthoch gemauerten Brunnenstube in der Wiese vor dem Gartenzaun der glänzend-orange Farbleck der Zementmischmaschine, die zum Bau des neuen Schweinepferchs neben dem Hühnerstall gedient hat (der hölzerne, der vor einem Jahr noch an jener Stelle gestanden hat, sei der mächtig wachsenden Sau Ercole in den letzten Wochen vor ihrer Schlachtung kein Hindernis mehr gewesen)...*

*Der Traum vom eigenen Boden.* – Der Traum von Landleben und Selbstversorgung ist vor allem vom lebensweltlich orientierten Teil der Neuen Linken, der «Hippie-Bewegung», seit Mitte der sechziger Jahre durch die «Landkommunen» der «Landfreaks» propagiert worden. Der systemkritisch-hyperpolitische Teil der Neuen Linken hat den Weg aufs Land als Rückzug in die Privatheit, in das entpolitisierte Nischenleben kritisiert; angesichts der realen Klassenwidersprüche in den höchst-industrialisierten Ländern der Welt sei er nachgerade reaktionär, und so weiter. Wahr ist vermutlich, dass in diesem Traum vom «eigenen Boden» immer schon beides steckte: das Rückwärtsgewandte, politisch Reaktionäre *und* das System-sprengende, politisch Revolutionäre. Das rückwärtsgewandte Element ist der ewige Traum vom goldenen Zeitalter in vorgeschichtlicher Vergangenheit, für den über die Zeiten und Kulturen hinweg verblüffend ähnliche Beschreibungen gefunden worden sind: «Zu jener Zeit [...] gab es weder Pfade über die Berge, noch führten Boote oder Brücken über die Gewässer. Die Dinge gediehen in Eintracht. Die Gemeinden standen (lose) miteinander in Verbindung [...]. Die Menschen lebten gemeinsam mit den Vögeln und Tieren und bildeten mit allen Dingen eine Sippe. Konnten sie da etwa von einem Unterschied zwischen Herr und Knecht wissen? Alle lebten in gleicher Unwissenheit [...]. Alle waren in gleicher Weise frei von Begehren.» So Dschuangdse, der vermutlich 365-286 vor unserer Zeitrechnung gelebt hat (vgl. Vorwort zum «Daudesching», 16f). «Die ersten Spuren der Entwicklung des Menschengeschlechts finden wir in den fruchtbarsten und schönsten Gegenden der Erde. Hier verlebte es seine Kindheit, hier spielte, lachte, scherzte und genoss es, ohne andere Gesetze und Hindernisse als die, welche die Natur ihm in den Weg legte. [...] Auf die Jagd gehen, essen und trinken, lieben und spielen waren seine Lieblingsbeschäftigungen; die Begriffe Arbeit und Müßiggang, Sklaverei und Herrschsucht, Eigentum und Diebstahl waren ihm noch unbekannt.» So 1842 der Frühsozialist Wilhelm Weitling zu Beginn seines Hauptwerks «Garantien der Harmonie und Freiheit» über den «Urzustand der Gesellschaft». Diese Urgesellschaft war bei Dschuangdse so gut wie bei Weitling als eine Art Garten Eden gedacht, über den der Gott des Alten Testaments nach Luther sagt: «Du solt essen von allerley bewme im garten/ Aber von dem bawm des erkenntnis guttes und böses soltu nicht essen/ denn welchs tages du davon issest/ wirstu des tods sterben.» (1. Mose, 2, 16f) Die Urgesellschaft meint demnach eine Welt vor der differenzierenden Erkenntnis, vor dem

menschlichen Bewusstsein, das das ungewusste Naturwissen immer weiter in gewusstes Sprachwissen transformiert. In dem Mass, so lehrt es das «Daudesching», in dem Wissen bewusst und damit sagbar geworden ist, wurde es «falsch», weil es die Eintracht zwischen den Menschen zerbrach, weil es den Herrn über den Knecht stellte. Es gelte daher, kommentiert Ernst Schwarz im Vorwort meiner «Daudesching»-Ausgabe, «‘wahres Wissen’ zurückzugewinnen, was nur dann geschehen kann, wenn man das ‘falsche Wissen’ wieder verlernt» (17). In Laudses Worten: «tu ab das erlernte, und ohne sorgen wirst du sein/ [...] / die menge liebt die unterscheidung/ ich allein liebe das unterschiedlose/ ruhlos wie das meer/ ziellos wie der wind» (70). Unter anderem für dieses ungeteilte, «wahre Wissen» steht, vermute ich, der Begriff «Dau», von dem Dschuangse in den «Gleichnissen» sagt: «Wer einem antwortet, der nach Dau fragt, kennt Dau nicht», «denn die es fassen, reden es nicht, und die es reden, fassen es nicht» (156/148); noch kürzer Laudse im «Daudesching»: «wer weiss, spricht nicht/ wer spricht, weiss nicht» (106). Freilich ist das Postulat, «falsches Wissen» zu vergessen, wohl schon zu Dschuangses Zeiten in der politischen Praxis nicht anders durchzusetzen gewesen, als indem man die Falsches Wissenden endgültig zum Schweigen gebracht hat. Andererseits wendet sich gerade heute das sich immer weiter verästelnde «falsche Wissen» immer mehr gegen jene, die mithalfen, es zu erdenken. Bereits Laudse warnte: «unheil aber droht dem, der leben fördern will mit gewalt/ nicht gewaltig, gewalttätig nenn ich den geist/ der zwingen will die kräfte des lebens» (105). Wenn ich sehe, zu welchen praktischen Konsequenzen das avancierteste, also ausdifferenzierteste und insofern «falscheste» Herrschaftswissen in diesem Jahrhundert immer wieder geführt hat (vom Senfgas und dem Zyklon-B bis zur Atom- oder Gentechnologie), scheint die Wissensfeindlichkeit der Dauisten vernünftig und weitsichtig: Je ausdifferenzierter und entfremdeter vom Zusammenhang des Ganzen, je ausgesprochener Wissen ist, desto «falscher» wird es in seiner praktischen Anwendung. Dass der Traum vom «eigenen Boden» in diesem Sinn hinter das «falsche Wissen» im Kopf jedes einzelnen, hinter die Entdifferenzierung des eigenen Denkens und zum «wahreren» Wissen durch Vergessen zurückführen will, ist seine rückwärtsgewandte Verlockung – aber nur die eine mögliche Deutung dieses Traums. Gleichzeitig erinnert er eben immer auch an das vielleicht grösste und nicht aufgehobene Unrecht der Weltgeschichte, an die Umwandlung des Bodens in Besitz, in Ware, in jene ökonomische Kategorie, die das

Abendland, Hochkultur um Hochkultur vernichtend, nach und nach auf der ganzen Welt als Anfang und Ende jeglicher denkbaren Kultur durchgesetzt hat. Es ist heute und zu jeder Zeit nicht nur die vergleichsweise bieder-vernünftige Parole der HausbesetzerInnenszene denkbar – «Die Häuser denen, die sie bewohnen» –, sondern immer auch die radikalere, die hinter dem Horizont der Welt, wie sie hier und heute ist, für einen Augenblick eine wirklich andere Kultur denkbar werden lässt: Der Boden denen, die drauf leben.

*Nachtrag:* Dies freilich ist eine Parole für den Vorabend einer Revolution. Jakob Bührer lässt sie als Romanautor von der Revolutionärin Madeleine Dupont am 8. Juli 1789 mit folgenden Worten vortragen: «Wir stritten uns darüber, was man den Massen versprechen solle: feste Lebensmittelpreise, Arbeit, höhere Löhne, Streichung der Schulden, das Land dem, der es bebaut.» (Jakob Bührer: *Im Roten Feld*, Basel [Z-Verlag] 1991<sup>2</sup>, Band 2, 400)

*...die silbrig wogenden Äste der Weiden, das Flirren der Pappelblätter im Wind...*

*«Jawohl!»-Therapie: Die industrielle Vernichtung von Seele und Wille.* – Die zweite sozialtechnologische Stufe der industriellen Menschenvernichtung ist die Abtötung alles Nichtphysischen am Menschenmaterial, das heisst die Zerstörung alles Psychischen und Willensmässigen. Es geht darum, wie Levi erkennt, «uns zunächst als Menschen zu vernichten, um uns dann einen langen Tod zu bereiten» (58). Die Lebensbedingungen des Materials werden so gestaltet, dass «[U]nterliegen [...] am leichtesten» ist: «Dazu braucht man nur alles auszuführen, was befohlen wird, nichts zu essen als die Ration und die Arbeits- und Lagerdisziplin zu befolgen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass man solcherart nur in Ausnahmefällen länger als drei Monate durchhalten kann.» (107) Unter diesen Lebensbedingungen zerbricht eine grosse Mehrheit der zu Vernichtenden psychisch und wird zu «Muselmännern», «zu Menschen in Auflösung» (106). Sie seien «der Nerv des Lagers», schreibt Levi, «sie, die anonyme, die stets erneuerte und immer identische Masse schweigend marschierender und sich abschuftender Nichtmenschen, in denen der göttliche Funke er-

loschen ist, und die schon zu ausgehöhlt sind, um wirklich zu leiden.» (108) Eine kleine Minderheit des Menschenmaterials widersteht durch Willensanstrengung über kürzere oder längere Zeit «dem Gefälle», dem folgend man «ganz natürlich» in der Tiefe ankommt, «wie die Bäche, die schliesslich im Meer enden» (107). Ihnen muss der Wille zusätzlich gebrochen werden, was zweckmässigerweise durch Anwendung der «Jawohl!»-Therapie erreicht wird: Renitenz, die sich darin äussert, dass den Lebensbedingungen nicht totale Affirmation entgegengebracht wird, wird solange zusammengeknüppelt, bis klar ist, dass es nur ein mögliches Verhalten gibt: «‘Jawohl!’ zu antworten, nie zu fragen und immer so zu tun, als habe man verstanden» (36). Guten generalpräventiven Erfolg versprechen darüber hinaus Hinrichtungen vor vollständig aufmarschiertem Menschenmaterial, eingeleitet mit einer Ansprache, die in der Frage «Habt ihr verstanden?» gipfelt: «Wer antwortet mit ‘Jawohl!’? Alle und keiner: Es war, als habe unsere verfluchte Resignation Gestalt angenommen und sei über unseren Häuptern kollektive Stimme geworden.» (178) Levi gibt zu, dass es den Betreibern des Konzentrationslagers mit solchen Massnahmen gelungen sei, «den Menschen zu vernichten»: «Es war nicht leicht, es ging auch nicht schnell, aber ihr Deutschen habt das fertiggebracht. Da sind wir nun, willfährig unter euren Augen. Von uns habt ihr nichts mehr zu befürchten.» (179) In jedem Fall ist das Endprodukt dieser zweiten Vernichtungsstufe «ein verhärmtter Mann mit gebeugter Stirn und gekrümmten Schultern, von dessen Gesicht und Augen man nicht die Spur eines Gedankens zu lesen vermag» (108). Idealtypisch die Zurichtung des ungarischen Chemikers Sómogyi, der in seinem Toteskampf «einem letzten, endlosen Traum von Unterwerfung und Sklaverei folgend» bei jedem Ausatmen «Jawohl!» gemurmelt habe: «Regelmässig und beharrlich, wie bei einer Maschine, ertönte mit jedem Einfallen des armen Brustkorbs das ‘Jawohl!’, tausende von Malen, dass es einen ankam, ihn zu rütteln, ihn zu erwürgen.» (204)

## fragment II

...hinter dem licht lacht immer der tod  
 nur wenig trägt  
 was trägt macht träge  
 vom mittagsglanz blind:



leben soweit das Auge reicht...

*...was in der Wiese noch wächst, treibt ledrige, blätterlose Stengel, Schafgarben mit weissen Dolden, gelbes Habichtskraut, eine kaum über die braunversengten Grasbüschel emporwachsende, rotviolett blühende, stark riechende Minzenart...*

*Gegen journalistische Wahr-Sagerei.* – Letztlich in der Reitschulbeiz «Sous le pont» in Bern, Gespräch mit Benz Schär über meine Motivation als Journalist. Ich äussere mich desillusioniert, er fordert, ich müsse mit meiner Arbeit doch für irgendetwas einstehen, für «Wahrheit» beispielsweise. Dass ich spontan hilflos auflache, macht ihn für einen Augenblick perplex. Irgendwelche ideellen Gründe muss ein WoZ-Journalist doch ins Feld führen können: Weshalb sonst sollte er die Arbeit seiner besten Berufsjahre derart unter dem Marktwert verkaufen? Mir geht durch den Kopf, inwiefern Benz als Theologe auf die Gültigkeit der grossen Wörter angewiesen sein könnte und führe dann mein berufsethisches Standardargument an, mit meiner journalistischen Schreibe könne ich äusserstenfalls erreichen, relativ Mächtigeren, die zu ihrer Legitimation darauf angewiesen seien, bis zu einem gewissen Grad «recht» zu haben, öffentlich nachzuweisen, dass auch sie nicht recht hätten (sondern eben Macht). Mein Job sei, kurzum, Machtansprüche nach bestem Wissen und Gewissen zu delegitimieren, Machtausübende immer wieder zu neuerlicher Legitimation und damit zu neuerlicher Ideologieproduktion zu provozieren, die danach neuerdings ideologiekritisch anzugreifen sei, und so weiter. Eine Versöhnung gebe es nicht, denn im gesellschaftspolitischen Raum gebe es keine Wahrheit, sondern ausschliesslich Interessenlagen. Für mich als Journalist sei demnach das zu Schreibende und in diesem Sinn als hier und jetzt gültig Erkannte nicht «Wahrheit», sondern Ausdruck und Abbild einer aktuellen Interessenkonstellation, das heisst eines aktuellen Machtverhältnisses, insoweit es sich in Wörtern ausdrücke, respektive in den mir zur Verfügung stehenden Wörtern ausdrücken lasse. Erst jetzt, in der Einleitung zu Laudeses «Daudesching» lesend, verstehe ich mein hilfloses Lachen im Gespräch mit Benz: Konfuzius habe darüber geklagt, dass «wenn die Namen nicht richtig» seien, «die Sprache mit der Wahrheit nicht übereinstimmt» (47). Das heisst: Wahrheit in der Sprache setzt «richtige Namen» voraus. Ich bin aber der Meinung,

dass «Namen», das heisst Begriffe, nicht «richtig» oder «falsch» sein können, weil sie jederzeit umstrittene, gesellschaftliche Konventionen sind und den Dingen rein äusserlich bleiben. Ich glaube auch nicht, dass irgendeine Sprache mit der «Wahrheit» übereinstimmen kann, nicht einmal, dass sie dies sollte. «Wahrheit», vermute ich, ist nur wahr, insofern sie ausserhalb der Sprache wahr ist. In Sprache gefasste «Wahrheit» ist entweder Regel, Norm, Gesetz – also sanktionierbar –, oder sie ist blosser ideologischer Schein – also falsch. Nichts anderes ist ja jeder Versuch zur journalistischen Wahr-Sagerei: «sagbar das Dau/ doch nicht das ewige Dau/ nennbar der name/ doch nicht der ewige name», sagt Laudse (51). Im Universum des Relativen hilft die Postulierung eines Absoluten nichts; ebensogut könnte man zur Orientierung für Schiffe Holzpfosten ins Meer schlagen wollen. Gibt es nicht so etwas wie eine zu stark logozentrische Konzeption von «Wahrheit»? Stellt sich «Wahrheit» nicht viel eher im Handeln der Menschen her, wenn klar wird, was sie zuvor mit dem Gesagten wirklich gemeint haben? Es ist ja viel einfacher, uneigentlich zu kommunizieren als uneigentlich zu handeln.

*...am frühen Nachmittag ziehen am blauen Himmel die ersten mächtigen Wolken-schiffe auf und fahren majestätisch über die Hügel der colli aretini. Später wird das Licht diffus, die Schatten werden fahl, der Himmel teils verschliertes Blau, teils turmhoch bewölkt. Die Sonne sticht und macht die Wolken dunkel, irgendwo rollen erste Donner...*

*Eine Handvoll Asche: Die industrielle Vernichtung von Körpern.* – Die dritte und letzte sozialtechnologische Stufe der industriellen Menschenvernichtung ist die physische Liquidation und die Beseitigung der Überreste, Stichwort Abfallentsorgung. Die Lösung dieses Problems muss – in Levis Formulierungen – darauf hinzielen, das Menschenmaterial in «eine Handvoll Asche in einem benachbarten Acker» zu überführen, damit nichts weiter als «eine durchgestrichene Nummer in einer Kartei» bleibt, «ohne eine Spur von Erinnerung zu hinterlassen» (106). Während die spurlose Vernichtung von einzelnen Leichen vergleichsweise ein makabres Kunsthandwerk ist – man denke an das Säurebad oder die Einbetonierung in Fundamente von Brückenpfeilern – stellt sich in den nationalsozialistischen

Konzentrationslagern das Problem in industriellem Massstab: Man wählte bekanntlicherweise die Liquidation mittels Vergasung und die Entsorgung mittels Verbrennung; in der Sprache eines polnischen Pflegers: «Du Jude kaputt. Du schnell Krematorium fertig.» (56) Neben dieser mehr technischen Seite des Problems gibt es eine ethisch-moralische: Um die Ungeheuerlichkeit dieser Sozialtechnologie ethisch-moralisch zu neutralisieren, muss ihre Rückkehr in die Sprache, in einen unabhängigen Diskurs, verhindert werden; es muss, mit anderen Worten, jede potentielle Zeugenschaft eliminiert werden. Nur wenn dieses Problem sauber gelöst ist, ist die industrielle Menschenvernichtung sozialtechnologisch sauber durchgeführt. Hierzu erwähnt Levi die Methode, die bei der Liquidierung des Lagers von Lublin angewendet worden ist: «Vier Maschinengewehre an die Ecken, und die Baracken in Brand gesteckt; die zivile Welt wird nie davon erfahren» (163) – zweifellos eine saubere Leistung in dieser Branche. Denn nur dort, wo niemand mehr bezeugen kann, ist es möglich, die Existenz dieser Massenvernichtung von Menschen und damit die Existenz der vernichteten Menschen selbst zu leugnen. Wo aber weder Opfer noch Zeugen sich finden, kann dort – um ein Wort der Gegnerschaft dieser Sozialtechnologie zu verwenden – ein «Verbrechen» stattgefunden haben?

*Die Holocaustlüge ist nur der kleinere Skandal.* – Heute geht es der Internationalen der Rechtsextremen zuerst und mit zunehmendem Erfolg darum, einen «Faschismus mit menschlichem Antlitz» solange zu behaupten, bis er öffentlich wieder diskutabel wird. Das ideologische *Pièce de résistance* ist dabei weder der flächendeckende Terror im Innern des historischen Faschismus, noch die völkermörderischen Aspekte des von ihm provozierten Weltkriegs – *Pièce de résistance* ist «Auschwitz», die fortgesetzte und in industriellem Massstab betriebene Vernichtung von «lebensunwertem» und «minderwertigem» Leben – in erster Linie von Juden und Jüdinnen, aber auch von Homosexuellen, Fahrenden, Politischen, «Kriminellen», geistig Behinderten. Deshalb lassen sich zum Beispiel in der Schweiz die Rechtsextremen in letzter Zeit nicht ungern in Prozesse verwickeln in der Hoffnung, zum Beweis ihrer Behauptungen zugelassen zu werden und so der Öffentlichkeit die Diskussion um die «Auschwitz»- oder genauer «Holocaustlüge» aufzwingen zu können. Gelänge ihnen dies, wäre die historische Wahrheit nicht mehr unbestritten, sondern öffentlich kontrovers, «Auschwitz» wäre in der öffentlichen Darstellung keine Tatsache mehr,

sondern eine Hypothese unter anderen. (Zwischen)ziel dieser Leute ist es offensichtlich, die Konzentrationslager in die Grössenordnung «normaler» Kriegsverbrechen zurückzulügen und den Rest als Propaganda der alliierten Sieger des Zweiten Weltkriegs zu denunzieren. Das ist fast zu durchsichtig, um ein Skandal zu sein, auf jeden Fall ist es billig, sich darüber im Brustton moralischer Empörung zu ereifern. Lügt nicht jede Interessenlage im öffentlichen Raum, wenn es ihr für ihren Erfolg nötig erscheint? Absurde Interessenlagen lügen eben absurd. Es gibt aber wirkliche Skandale: In Ruanda sind in einem Bürgerkrieg, der auch ethnische Aspekte hat (Hutus versus Tutsis) seit diesem Frühjahr Hunderttausende von Menschen ums Leben gekommen. Und alle Welt weiss seit langem, dass im Bürgerkrieg in Ex-Jugoslawien «ethnische Säuberungen» stattfinden, dass Konzentrationslagerähnliche Camps bestehen, in denen Menschen umgebracht werden. Wie lange kann man jungen Leuten die nationalsozialistische Rassenhygiene und ihre Folgen als exzeptionellen politisch-ideologischen Wahnsinn plausibel machen, wenn sie sämtlichen Massenmedien täglich entnehmen können, dass die behauptete Exzeptionalität nachgerade alltäglich zu werden droht? Die Zeit arbeitet für die neuen Faschisten.

*Zwei Nachträge:* 1. Jetzt – beim Erstellen der Reinschrift – geht mir Ahmad Huber nicht aus dem Sinn. Vor ziemlich genau einem Jahr hat dieser damals 66jährige Bundeshausjournalist und schillernde sozialdemokratische Islamist der WoZ ein Gespräch gewährt. Jürg Frischknecht und ich sassen einen Nachmittag lang in der Stube seines Einfamilienhauses in Muri bei Bern und hörten uns seine Vorlesung über die «Allianz zwischen Halbmond und Hakenkreuz» an; Jürg destillierte daraus einen Text für die Zeitung, woraus hervorgeht, dass es dem Islamismus um «Gegenaufklärung, um die Überwindung der französischen und amerikanischen Revolution» und deshalb unter anderem um strategische Allianzen mit den Rechtsextremen gehe (WoZ 34/93). Einige Wochen später drückte Huber im Bundeshaus meinem damaligen Kollegen Urs Frieden «zu unserer Dokumentation», wie er sagte, einen von ihm verfassten Brief mit eingeschwärzter Anrede in die Hand, den er einem Parlamentarier geschrieben haben will und der wie folgt beginnt: «Herzlichen Dank für Ihre besorgte Anfrage zum neuesten Huber-Wirbel [...] Zunächst zum Tatbestand: [...] Meine iranischen und türkischen Freunde aus der Islamischen Bewegung

(‘Islamisten’) waren der Meinung, es sei an der Zeit, gewisse Signale an gewisse Leute zu senden – und so wählten wir die ultralinke WoZ samt Jürg Frischknecht und Fredy Lerch, die 4<sup>1/2</sup> Stunden bei mir zu Hause interviewten und recherchierten und dann eher ahnungslos die Signale reproduzierten. Die Sache war, für uns, ein voller Erfolg. Was die WoZ-Leutchen wohl bis zur Stunde noch nicht gemerkt haben...» Am 31. Januar 1994 ist Huber wegen dieses Interviews aus der SP (Sektion Bern-Ost) ausgeschlossen worden. Klar: Huber blufft. Aber was wäre, wenn er nicht bluffen würde? Gefährlich sind ja nicht in erster Linie die rassistischen, Naziparolen brüllenden Jugendlichen vor allem in Deutschland – aber auch in der Schweiz –, gefährlich sind die verdeckten, möglicherweise mächtigen gesellschaftlichen Kräfte, die sich dahinter erneut zu formieren beginnen. Ich befürchte wirklich: Die Zeit arbeitet für die neuen Faschisten. 2. Nach unserer Rückkehr aus Italien hat sich das Schweizer Volk am 25. September mit 54 Prozent der Stimmen für das Antirassismugesetz ausgesprochen; somit tritt die Schweiz der Antirassismuskonvention der UNO bei. Zum Glück war bei dieser Referendumsabstimmung das Ständemehr nicht nötig: Von den 26 Ständen haben deren 13 die Vorlage abgelehnt.

*...am späten Nachmittag, wenn die Wolken sich verzogen haben und die Sonne nur noch knapp über den Wipfeln der Bäume hinter dem Weiher steht, ändert sich das Licht: die Schatten werden nicht nur länger, sondern auch dunkler, die Farben, goldgetränkt, treten hervor, dunkelgrün nun die Hügel am Horizont, silbriggrau leuchtend das Laub der Olivenbäume, dunkelgelb die Sonnenblumen im Garten, rot-orange-grau die aus unregelmässig grossen Steinen gefügten, unverputzten Hausmauern. Der Himmel jetzt blaugefegt. Trotz letzter Sonne eine angenehme Kühle ums Haus und etwas später trägt der sanfte Wind würzige Waldluft herüber und der Gesang der Grillen beginnt jenen der Zikaden zu überlagern...*

### fragment III

...gipfelrast: überblickbar von hier  
 breitet sich das erstrittne und das zugefallene  
 freundlich gleissen die höhern unbestiegenen gipfel  
 so vieles schon hat sich erübrigt

freundlich die wolkenschiffe am horizont  
 freundlich die stunde des darüberhinsinnens: doch  
 schattenwärts führen  
 nun alle wege...

*...Abendessen unter freiem Himmel am grossen Tisch neben der gemauerten Feuerstelle unterhalb der Häuser. Marco und Jolanda servieren hier ihren Gästen ein reichhaltiges toscanisches Essen, heute als Antipasto Crostini, kleine geröstete Brotscheiben, bestrichen mit einer Masse aus Ricotta und feingehackten Zwiebeln, Petersilie, Basilikum, Lorbeer; auf dem Tisch Chianti aus der Gegend und Wasser. Angeregtes Gespräch mit den anderen Gästen, zwei gemeinsam angereisten Ehepaaren – Brigitte und Heinz, Michel und Ursula – über den neuen Film von Steven Spielberg, «Schindlers List», der Verfilmung von Thomas Keneallys Roman über den deutschen Unternehmer Oskar Schindler, der in Krakau während des Zweiten Weltkriegs Juden billig für sich arbeiten liess und schliesslich weit über tausend von ihnen vor dem Weg in die Vernichtungslager bewahrte. Der Film soll demnächst im Freilicht-Sommerkino auf dem alten Fussballplatz von Bucine gezeigt werden. Ich will ihn auch hier nicht anschauen gehen. Als Primo: Penne an einer Tomatensauce...*

*Nachtrag: Herbstsonne über Treblinka.* – Vom 15. bis zum 17. September sitze ich an drei Abenden insgesamt über neun Stunden im Kino der Reitschule, um mir Claude Lanzmanns Film «Shoah» (1985) integral anzusehen. Ohne eine historisch authentische Aufnahme legen Überlebende in thematisch geordneten Interviewsequenzen Zeugnis ab für die damals industriell vernichteten Menschen, dazwischen Erinnerungen von polnischen Augenzeugen (denen der antijüdische Rassismus heute so unverstanden unterläuft wie damals) und Erinnerungen von Tätern («Menschen brennen sehr gut»). Dazu lange Keraschwenks und -fahrten: Das heute noch Sichtbare im Ghetto von Warschau, in Chelmo, Belzec, Treblinka, Auschwitz. Gedenkstätten in warmem Herbstlicht, gesprengtes Krematorium in Birkenau, die Trümmer unter einer feinen Schneeschicht. Und so weiter. Durch die Verweigerung einer Bebilderung des Unvorstellbaren, das Lanzmann zum ästhetischen Prinzip

erhoben hat, rekonstruiert sich dieses in meinem Kopf bruchstückhaft aus den Erzählungen der Interviewten. Meine Vorstellungsarbeit erreicht das Unvorstellbare nie und ist deshalb unabschliessbar. Dadurch bleibt die bildliche Auseinandersetzung mit «Auschwitz» in meinem Kopf lebendig, Vergessen kann sich nicht einstellen, immer werde ich es noch genauer wissen müssen, genau wissen werde ich es nie. Indem Spielberg «Auschwitz» nachbaut, indem er vor die unvorstellbaren, richtigen Bilder künstliche falsche inszeniert, überantwortet er die damalige Realität dem Vergessen. Der vorgeschobene aufklärerische Anspruch ist nicht mehr wert als die vorgeschobenen Kulissen, die das Arbeitslager Plaszow bei Krakau bedeuten sollen. Deshalb plädiert Lanzmann gegen Spielberg für ein absolutes Holocaust-Bilder- verbot: «Gäbe es heimlich gedrehte authentische Bilder aus der Gaskammer, hätte ich sie nicht nur nicht gezeigt, sondern ich hätte sie zerstört!» («Le monde», 3.3.1994) Genau diese Bilder versucht Spielberg, wie ich in Kritiken lese, mit Schulterkameras, Tempo und naturalistischen Schwarz-Weiss-Bildern zu simulieren. Weil er weiss, dass seine Bilder nicht das sind, was sie zu sein scheinen, versucht er mit perfekter Hollywood-Dramaturgie, diesen Schein wirklich erscheinen zu lassen. Hollywood hat's verdankt und den Film mit der Verleihung von sieben Oskars zum Jahrhundertfilm zu pushen versucht. Nun steht Spielberg wie ein kleiner Knirps in den Kulissen seines «kitschigen Melodrams» (Claude Lanzmann), presst die Hand vor die Augen und ruft der versammelten Weltpresse verschwörerisch zu: Gell, du siehst mich nicht! Und die versammelte Weltpresse antwortet lakonisch: Aber klar doch sehen wir dich nicht, Steven. Geschäft ist eben Geschäft. Ich achte Geschichten- erzählende zu hoch, als dass ich nicht jene als Scharlatane bezeichnen würde, die suggerieren möchten, ihre Geschichte werde gar nicht erzählt, sondern sei die schiere «Wirklichkeit».

*...als Secondo Vitello tonnato oder Vitello an einer salsa verde, man ist unterdessen geneigt, Spielbergs Film als aufklärerisches Dokument, das gerade auch die Jungen aufzurütteln vermöge und als künstlerisch notwendiges Werk des jüdischen Regisseurs anzuerkennen. Später zum Kaffee wahlweise Birnen, Nüsse, Käse oder Vin Santo mit Cantuccini. Ich leihe mir bei Heinz Spielbergs Filmvorlage aus, Keneallys Roman «Schindlers Liste», und beginne anderntags mit der Lektüre. An meinem Schattenplatz über dem Weiher liest es sich auch während der Mittagshitze ange-*

*nehm. Über dem Wasser Dutzende von Libellen. Die Äste der Tannen reglos im Himmel. Irgendwo schreien die Perlhühner. Unten in der glühenden Wiese die beiden Gänse, geschäftig Gräser zupfend. Ein Flugzeug, kaum hörbar. Später kommen die Kinder der Nachbarsfamilien – Florian, Manuel, Rebecca, Seraina, Valeri – und springen über den kleinen Steg schreiend in den hochaufspritzenden Weiher...*

*Dort, wo ich bin, hinschauen.* – Vor zwanzig Jahren hätte ich Notizen wie diese als ganz und gar sinnlos bezeichnet – und habe sie trotzdem gemacht, so, wie es mir damals möglich gewesen ist. Vor zehn Jahren hätte ich solche Notizen, im Vergleich zu dem, was in der ersten WoZ-Zeit als politisch wichtig erschienen ist, als ganz und gar irrelevant bezeichnet – und habe sie trotzdem, am Feierabend, als täte ich Unanständiges, in der mir damals möglichen Art gemacht. Heute mache ich wieder solche Notizen, diesmal jedoch ohne mich um Fragen nach Sinn und Relevanz zu kümmern. Nicht dass ich solche Fragen nicht sähe: Sie sind mir längst in Fleisch und Blut übergegangen und einfacher, als etwas zu tun, fällt mir auch heute, mein Tun zum vornherein als sinnlos und irrelevant zu analysieren. Was die Sinnlosigkeit betrifft: Wer unterzöge sich vernünftigerweise einer Schreibearbeit, die er zu einem guten Teil in einem Notizheft entwirft und in einem zweiten in eine vorläufige Reinschrift überträgt, also doppelt ausführt, ohne eine Verwertungsperspektive? Wer betriebe schon, nach bald fünfzehn Jahren journalistischer Praxis, Spracharbeit mit einem gewissen professionellen Anspruch, gebärdete sich aber, mit dem Rahmen, den er für seine Arbeit wählt, nach wie vor und immer wieder wie ein Hobbyliterat? Aber – na und? Auch die Argumente für die Irrelevanz solcher Notizen liegen auf der Hand. Welcher sich als passabel sozialkritisch verstehende Journalist würde heute in Italien täglicher Schreibearbeit obliegen und innert nun schon bald zehn Tagen nicht fähig sein, auch nur einmal den Namen Silvio Berlusconi zu erwähnen, jenes seit fünf Monaten als Regierungschef amtierenden zwielichtigen Konzernherrn, der zum ersten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg in einem europäischen Land wieder («Post»-) Faschisten in eine Regierung gehievt hat? Sind in einem solchen historischen Moment Keneallys zwar aufschlussreicher, aber doch medioker geschriebener Schindler-Roman oder Laudsés Jahrtausende alter kosmischer Mystizismus wirklich von Bedeutung? Aber – na und? Was mir vorschwebt: ein nicht-(nur)-instrumentelles,



nicht verzwecktes Verhältnis zum Schreiben, das nicht Schreiben wäre als privates Vergnügen, sondern Schreiben als ungefragte Zeugenschaft im Sinn von Martis «Störefrieden»; Schreiben gerade dort, wo nichts zu sein scheint, keine Leiche, kein Skandal, keine Scheinwerfer. Themen und Formen selber bestimmen, nicht sie sich von der Informationsindustrie diktieren lassen. Dort, wo ich bin, hinschauen und sagen, was für mich in diesem Augenblick der Fall ist und warum. Mich der nie endenden Arbeit unterziehen, das soziale Universum mit Sprache zu spiegeln: Welt zu erkennen, Welt zu vermitteln, Welt zu dokumentieren und zu analysieren, damit andere an meiner Wahrnehmung die ihrige überprüfen können. Schreiben als Lebenshaltung, keine Kirche gründen. Freilich ist ein derartiges Schreiben für viele uninteressant. Für journalistisch Engagierte müht es sich an letztlich nicht relevanten Randthemen ab; für gesellschaftspolitisch Interessierte wird der gute Vorsatz durch den zu stark gewichteten subjektiven Faktor verdorben; für literarisch Kenntnisreiche gilt solcherart Schreibung zumindest im deutschsprachigen Raum nur dann als ernst zu nehmen, wenn's gar nicht zu vermeiden ist (in den Kanon des Literarischen aufgenommen werden allenfalls Texte wie Frischs Tagebücher oder Hohls «Notizen»). Im übrigen zeigt sich im Schreiben ohne Thema und ohne Verlag in meinem Fall wieder diese Ziererei des bedauernswert skrupulösen und unsicheren Poeten, als den ich seit dem «Konvolut» ohnehin gelte. Aber - was soll's? Immerhin scheint sich meine Schreibhaltung zu verändern, weiterzuentwickeln: Ich schreibe nicht mehr zuerst gegen die existentielle Sinnlosigkeit (als Psychotherapie) und nicht mehr zuerst aus Gründen «politischer Relevanz» (was mindestens zum Teil eine in den sozialen Raum gespiegelte Psychotherapie ist), sondern ich sammle gegen das Vergessen, meines und das gesellschaftliche, Welt im Spiegel meiner Sprache. Insofern habe ich zumindest nichts dagegen, wenn dieses Geschriebene auch gelesen wird. Kein Ziel des Schreibens jedoch kann das marktkonforme Produkt sein (alle Bücher der Welt bestehen ja aus fertiggemachten Texten; ich bin nach wie vor ein schlechter Fertigmacher). Allerdings werde ich in Zukunft mit mir reden lassen müssen, wenn man aus alten Texten, die sich erledigt haben, weil mir zu ihnen nichts mehr einfällt, ein Buch machen will (ich habe letzthin auf der WoZ mit Daisy Sommer über ein mögliches Buch mit Reportagen gesprochen). Denn um weiter zu schreiben, brauche ich nicht nur eine minimale ökonomische Basis, sondern auch ein Stück weit das Sozialprestige eines Schreibenden. Erst der Ruf, ein Schreiber zu sein,

gerade auch bei denen, die nie etwas von mir lesen würden, wird mir längerfristig den Raum geben, entlang der Ränder weiterzuschreiben. (Eigentlich braucht es sogar drei Dinge: Geld, einen Ruf, also soziales Kapital, und Zuversicht, also so etwas wie eine schöne Seele – ästhetisches Kapital ohne Tauschwert.)

*Das Klirren der Fahnen.* – So wie Friedrich Hölderlin (1770-1843) nach der «Hälfte des Lebens», 1806, verstummt ist, so verstummt sein gleichnamiges Gedicht, das er um 1803 geschrieben hat, nach der Hälfte: «Mit gelben Birnen hängest/ Und voll mit wilden Rosen/ Das Land in den See,/ Ihr holden Schwäne, /Und trunken von Küssen/ Tunkt ihr das Haupt/ Ins heilignüchterne Wasser.// Weh mir, wo nehm ich, wenn/ Es Winter ist, die Blumen, und wo/ Den Sonnenschein,/ Und Schatten der Erde?/ Die Mauern stehn/ Sprachlos und kalt, im Winde/ Klirren die Fahnen.» Darauf, dass in diesem Text sehr wohl sprachliches Verstummen dargestellt ist, verweist Pierre Bertaux: («Friedrich Hölderlin», Frankfurt am Main [suhrkamp] 1981, 437). So gesehen schlägt Hölderlin über die zwei Strophen den Bogen vom Reden zum Verstummtsein. Vor einigen Jahren habe ich eine Parodie auf dieses Gedicht gemacht und versucht, mit allem Optimismus, der mir zur Verfügung gestanden hat, über die zwei Strophen den umgekehrten Bogen zu schlagen, vom Verstummtsein zum Reden:

von den unbestreitbaren wörtertürmen  
scheppert quadrophon das schweigen  
dem entwirklichten nach  
sinnlos verdampft ins bedeutungsleere  
das ichverloren lallbare:  
gesagt – gesagt ist alles längst  
das denkbare schrumpft  
aus der sprache geschleudert  
aus der fahnenklirrenden welt  
abgedrängt lärmt mein herz  
im schallos gemachten: die rede –  
ins freie hilft ja geduldig  
geduldig und hoffnungslos

die rede allein  
(15.12.1987; 2.5.1991)

*Mit Surfbrett und Taschenlampe.* – Ursula und Michel erzählen nach dem Abendessen von ihrer Zeit auf den Malediven, wo er als Koch gearbeitet hat: Wie klein die Inseln seien, die kaum aus dem Wasser ragten; wie es dort nichts als Sand und Palmen gebe; unter wie primitiven Bedingungen er die eintreffenden Touristen und Touristinnen bekocht habe; wie schlecht oftmals die Qualität der aus Sri Lanka eintreffenden Lebensmittel gewesen sei, wie neunzig Prozent der Eier voller Würmer und das Brot voll grüner Schimmelpilze gewesen sei (sodass er es habe toasten müssen, um es seinen Gästen zum Frühstück servieren zu können); wie eine Gruppe von Deutschen drei Tage lang auf eine neue Lieferung von Bier habe warten müssen und am dritten Tag endlich ein grosses Metallfass eingetroffen sei – allerdings gefüllt mit Mineralwasser (das Bierfass, das dann am vierten Tag doch noch geliefert worden sei, hätten die Deutschen in einer halben Stunde geleert); wie es ab und zu Reklamationen gegeben habe und der Chef jeweils aufs Meer hinausgezeigt habe, aber bitte, sie können jederzeit gehen, von ihm aus mit Surfbrett und Taschenlampe; wie die Einheimischen, die als Angestellte mitgearbeitet hätten, zum Beispiel sämtliche Bettwäsche mit nichts als Meerwasser hätten reinigen müssen und von nichts anderem gelebt hätten als von Reis, Curry und Fisch. Aber heute sei dort zweifellos alles viel besser erschlossen als vor zehn Jahren.

*Ein einziges Leben retten.* – Was mich in den Wochen vor der Abreise beschäftigt hat: Die Geschichte Raeto Meiers, eine Geschichte von fünfzehn Jahren Drehtürenpsychiatrie (Diagnose: «paranoide Schizophrenie»), bis eine Ärztin herausfindet, dass die Ursache von Meiers psychischen und somatischen Symptomen die Unverträglichkeit von Getreidegluten im Dünndarm ist. Zöliakie statt Schizophrenie, irren ist menschlich, schuld ist niemand. In der WoZ-Ausgabe, die wir mit auf die Reise genommen haben, ist der erste Teil dieser zweiteiligen Geschichte abgedruckt. Aus diesem Anlass haben die KollegInnen in Zürich in der «Hausmitteilung» die Geschichte dem Publikum schmackhaft gemacht, sie mache «aus dem einzelnen Schicksal ein exemplarisches Stück Schweizer Alltagsgeschichte» (unter jedem

Grabstein liege eine Weltgeschichte, hat Heinrich Heine gesagt). Auch Primo Levi hat im Gespräch mit einem Mitinternierten in Auschwitz diesen Blick auf die Menschenwelt-Geschichten betont: «Er hat mir auch seine Geschichte erzählt. Heute weiss ich sie nicht mehr, aber gewiss war es eine schmerzliche, grausame, bewegende Geschichte; denn das sind alle unsere Geschichten, hunderttausende an der Zahl, und eine jede ist anders, und eine jede ist angefüllt mit tragischer, bestürzender Zwangsläufigkeit.» (77) Und eben heute finde ich bei Keneally den Hinweis, dass die «Schindler-Juden» 1945 ihrem Retter Oskar Schindler aus eigenem Zahngold einen Ring gemacht hätten mit dem eingravierten Talmud-Spruch: «Wer ein einziges Leben rettet, rettet die ganze Welt» (317). Den verstummenden Menschenwelt-Geschichten zu ihrem Recht zu verhelfen ist – so hätte ich in der Diskussion mit Benz Schär sagen müssen – für meine journalistische Arbeit zweifellos der wichtigere Antrieb als die Verteidigung einer «Wahrheit» oder einer «Gerechtigkeit». Ist es denn nicht überhaupt so, müsste ich Benz fragen, dass «Wahrheit» und «Gerechtigkeit» ausserhalb historischer und politischer Bedingtheit gar nicht denkbar sind? Werden sie nicht zu nichtssagenden Worthülsen – fast wie das Wort «Gott» –, an die man allenfalls, ohne sich ein Bild zu machen, glauben kann? Schön finde ich, was Dschuangse den Herrn des Meeres zum Herrn des Flusses sagen lässt: «Vom Tao aus gesehen sind Wert und Wertlosigkeit so wandelbar wie Hebung und Senkung, je nachdem, wo man steht.» (123) Um auf Raeto Meier zurückzukommen: Er wird immer eine andere «Wahrheit» haben als seine Psychiater, die ihn fünfzehn Jahre lang mit «Haldol» gegen Schizophrenie behandelt und sich zweifellos während dieser ganzen Zeit als strikte Vertreter der naturwissenschaftlichen Wahrheit, der einzigen medizinisch haltbaren, verstanden haben. Je unbedingter, abstrakter und absoluter Werte wie «Wahrheit» oder «Gerechtigkeit» postuliert werden, desto menschenvernichtender wird ihre Anwendung in der gesellschaftspolitischen Praxis, Reato Meiers Geschichte ist ja ein vergleichsweise harmloser Fall. Deshalb ist für solche «Wahrheit» und solche «Gerechtigkeit» Menschenfreundlichkeit nie ein konstituierendes Kriterium, deshalb nimmt jede politisch-utopische Praxis, jede historisch erfolgreiche Wahrheits- und Gerechtigkeitskonzeption, den Massenmord als ultima ratio in Kauf. Zeit, baden zu gehen. – Nach dem Bad: Aber wie sähe eine politisch-utopische Praxis jenseits einer absolut gesetzten Wahrheits- und Gerechtigkeitskonzeption aus? Wie sollte es möglich sein, Menschen glücklich zu machen, wenn es

keine Kriterien mehr geben dürfte, nach denen sie zum Glück gezwungen werden können?

*...auf dem Fahrweg, der vom Weiher die fünfzig Meter zum Haus hinunterführt, sitzt im Spätnachmittagslicht Heidi im roten Badekleid auf dem schwarz-bunt längsgestreiften Badetuch, den Zeichenblock auf den Knien. Ihr Bildausschnitt ist links begrenzt von einer grossen Weide, rechts vom Haus und von hohen Pappeln, dazwischen geht ihr Blick über die Tomatenstauden des Gartens in die Tiefe der toscanischen Hügellandschaft, dunkelgrün die Wälder, hellgelb die Felder...*

*Schreiben als Lebenshaltung.* – Ja, schon. Aber was heisst das genau? Schreiben als ethisches Programm? Das wäre Sonntagsschule mit anderen Mitteln. Schreiben, weil's Spass macht? Das wäre l'art pour l'art ohne ökonomische Basis, also Hobby. Schreiben, weil etwas in dir drin schreiben «muss» (allerdings ohne äusseren Auftrag)? Das wäre Therapie. An meiner Schreibearbeit habe ich in den letzten Jahren ein doppeltes Interesse entwickelt: Schreiben als Vermittlungsarbeit (in meinem Fall das journalistische Schreiben) *und* Schreiben als Erkenntnisarbeit (in meinem Fall zum Beispiel das lyrische oder das tagebuchartige Schreiben). Also Schreiben einerseits als Brotarbeit *und* andererseits als Lebenshaltung; einerseits Produktion von Texten, die primär gedruckt werden sollen *und* andererseits von Texten, die primär geschrieben werden müssen; im marxistischen Jargon: Texte vor allem mit Tauschwert *und* Texte vor allem mit Gebrauchswert; im idealistischen: Beruf *und* Berufung. Diese Notizen hier als Erkenntnisarbeit, ihr Gebrauchswert: ein Text als Standortbestimmung, als wenn möglich nicht-narzisstische Selbstdokumentierung in der «Mitte des Lebens»; diese Notizen als Versuch, meine Lebendigkeit zu dokumentieren; meine Art, lebendig zu sein. Einen anderen, für mich wichtig gewordenen Schreibgrund habe ich in einem Gespräch mit Mariella Mehr erstmals begriffen: Vermittelndes Schreiben, wo keine Vermittlung mehr gefragt ist; Vermittlungsarbeit dort, wo sie keinen Tauschwert mehr hat, weil das, was vermittelt werden soll, niemand mehr hören (oder doch: bezahlen) will; Schreiben in Zeiten, da Geschichten, die ich für wichtig halte, öffentlich nicht mehr darstellbar sind; Schreiben für ein fiktives Publikum, für die «Nachwelt»; Schreiben als dokumentierendes

Trotzdem, damit später niemand wird sagen können: Damals hat das von uns gar niemand gewusst. Also Schreiben als Beweis: Man hat das damals sehr wohl wissen können. Mariella hat sich im Gespräch ins Feuer geredet, Gesprächsthema war der bis heute zum grössten Teil verschleierte und offiziell nach wie vor ignorierte Genozid an den Schweizer Jenischen zwischen 1926 und 1973. Es ging damals um die «Ausrottung der Vagantität»: Dass diese diesseits der Landesgrenzen nicht in Konzentrationslagern, sondern durch Sterilisierung, Kastration, Psychiatrisierung, Kriminalisierung und systematische Familienzerstörungen vollzogen wurde, war nichts als ein historischer Zufall. Dass es bei diesem «Pro Juventute»-«Hilfswerk» «Für die Kinder der Landstrasse» nicht um fehlgeleiteten fürsorgerischen Eifer, sondern um die Endlösung der Zigeunerfrage in einem nicht-faschistischen politischen System ging, will heute in der Schweiz niemand hören. Mariellas Position: Trotzdem darüber schreiben, den verstummenden, untergehenden Menschenwelt-Geschichten auch hier Sprache leihen. Irgendeinmal wird ein Mensch wissen wollen, wie das damals war. Er hat ein Recht darauf, Antwort zu erhalten. Für ihn schreiben.

*Fatti veri.* – Fragmente von Geschichten aus den Erzählungen von Marco: In den fünfziger oder sechziger Jahren sei eine Frau, die heute noch auf dem Nachbarhof Lupinari lebe, auf dem Weg durch den Wald in die Kirche nach Cennina hinauf in einer Waldlichtung auf ein Ufo gestossen, sei von ausserirdischen Wesen in das Gefährt geholt und untersucht, später wieder laufengelassen worden; an den genauen Ablauf und die Zeitdauer des Zwischenfalls, der auch in den Medien grosses Aufsehen erregt habe, weil in jener Zeit mehrere ähnliche Fälle in der Gegend vorgekommen seien, habe sie sich nicht mehr erinnern können. Eine Ärztin in Montevarchi untersuche zur Zeit diese Fälle und habe letzthin mit der Nachbarin ein grosses Interview geführt./ Merkwürdig sei übrigens, dass in dieser Gegend hier viermal mehr Leute vom Blitz erschlagen würden als im Landesdurchschnitt./ Der Höhenweg auf der Krete des Hügels oben im Wald von Cennina nach San Leolino, so vermuteten Lokalhistoriker, sei schon von den Etruskern angelegt worden; sie hätten solche Höhenwege bevorzugt, weil sie einfacher zu verteidigen gewesen seien als Wege in den Ebenen. Die Römer, später, hätten wegen ihrer militärischen Dominanz solche Rücksichten nicht mehr zu nehmen brauchen, vermutet werde zum Beispiel, dass der Weg vor dem Haus von den Römern angelegt worden sein könnte als Teil

einer Strasse von Rom durch das Ambra- ins Arnotal nach Florenz, die den Umweg über Arezzo abgekürzt habe./ Und die Quelle oben im Wald, ob ich wisse, warum sie von den Leuten hier bis heute «Latteraia» genannt werde? Weil die Frauen der Gegend zu ihr Wasser trinken gegangen seien, um mehr Milch für ihre Kinder zu bekommen./ Die weisshaarige Frau, die letzthin zu Besuch gewesen und wie eine Jugendliche kopfvoran in den Weiher gesprungen sei, die müsste ich kennenlernen, sagt Marco, das sei Isa Bartalini. Dann zeigt er mir ein von ihr verfasstes, gut vierhundertseitiges Typoskript aus gehefteten Fotokopien: «I fatti veri. Vicende di una famiglia toscana» (in der Gemeindebibliothek Bucine unter der Signatur S 20 BAR einzusehen), darin vor allem dokumentiert die Lebensgeschichte ihres von Cennina gebürtigen Vaters, des bedeutenden italienischen Kommunisten und Pazifisten Ezio Bartalini. Daneben legt Marco ein kleines Buch von Andrea Gaggero: «Vestìo da omo», 1991 in der florentinischen Vierteljahreszeitschrift «Diario italiano» erschienen, die Tagebücher und Autobiografien veröffentlicht. Dies sei die Lebensgeschichte von Isa Bartalini's Mann, so wie er sie ihr – nach der Krebsdiagnose – vor seinem Tod auf Tonband erzählt habe: das Leben eines antifaschistischen Priesters unter Mussolini, Resistenza, Konzentrationslager Mauthausen; in späteren Jahren habe er den Kampf seines Schwiegervaters Ezio Bartalini mitgefochten.

*...notte di San Lorenzo, die Augustnacht, in der man am meisten Sternschnuppen sieht, weil die Erde alljährlich in diesen Stunden durch ein riesiges Meteoritenfeld fliegt. Diese wie mit einem Lineal in den Nachthimmel gezogenen Lichtstriche, blitzschnell aufscheinend und verschwindend: Nicht anders werden Laudse und Dschuangdse dieses Phänomen beobachtet haben. Wie sie es erklärt haben mögen? Ein schelmisches Zwinkern des ansonsten nicht fassbaren «Dau»?...*

*In der Glasscherbe ist kein Licht.* – Ich erinnere mich an eine Musiktheorie-Stunde bei Jacques Wildberger an der Musikakademie in Basel. Er spielte die Schallplatte einer Symphonie von Dimitrij Schostakowitsch, von der bekannt war, dass sie der Komponist während des Zweiten Weltkriegs und in Auseinandersetzung mit den militärischen Ereignissen an der Ostfront geschrieben hatte. Im Anschluss an eine tumultuöse Passage, der ein strenger Marschrhythmus unterlegt war, lautete Wild-

bergers Frage: Hört man hier die angreifende, erobernde Deutsche Wehrmacht marschieren oder die besetztes Gebiet befreiende Rote Armee? Es war die Frage nach dem ideologischen Gehalt von Musik und blieb unentschieden, besser wohl: unentscheidbar. Denn, so meine ich heute, soweit Musik «absolut», also weder Textbegleitung noch programmatische Tanz-, Militär- oder Kirchenmusik ist, ist sie a-ideologisch. Solcher Musik bleibt Ideologie, die ihr zugeordnet wird, äusserlich, bleibt ideologische Usurpation aufgrund rezeptiver Projektionen. Anders gesehen hat das Theodor W. Adorno, dessen Essay «Zeitlose Mode – Zum Jazz» Kurt Marti im DDR-Büchlein zitiert (25ff): Für Adorno war die rebellische Gebärde des Jazz ein «Dompteurs-Trick», wer Jazz höre, der werde «sozial und erst recht sozialrevolutionär impotent». Für Adorno waren eben auch die einzelnen materialen Parameter von Musik ideologisch aufgeladen: die häufig tonale Harmonik und die grösstenteils regelmässigen Rhythmen des älteren Jazz verfielen so der Ideologiekritik und waren Adornos musikalischem Avantgardebewusstsein «obsolet». Nur der avancierteste Materialbegriff war ihm fähig, sozial-emanzipative Wirkungen erzielen zu können. Abgesehen von der störenden Eurozentrik einer solchen Perspektive: Seit der «Fortschritts»-Begriff gerade auch in der Kunstdiskussion seinerseits als ideologischer «Dompteurs-Trick» entlarvt ist, ist man in der Bewertung des Zusammenhangs zwischen Material und Wirkung wohl allgemein wieder weniger apodiktisch geworden: Adornos ästhetische Bannsprüche sind seit den siebziger Jahren nach und nach in der «Neuen Unübersichtlichkeit» versunken. Übrigens ist Marti, der von einem Volker Braun-Gedicht über die befreiende Wirkung, «das Geheimnis des Jazz», ausgegangen war, bereits 1965 gegenüber Adornos Meinung skeptisch geblieben: «Träfe diese [Adornos, fl.] Kritik zu, dann freilich erschiene die Tolerierung des Jazz in der DDR in einem wenig freundlichen Licht, die scheinbare Rebellion entpuppte sich als insgeheime Anpassung, Unterordnung. Kastratenkunst, Eunuchenkunst, schimpfte Adorno. Auf Schlager treffen diese Verdikte zu. Schlager sind allemal systemverklärend, systemstabilisierend. Aber Jazz?» Mit diesem seinerseits apodiktischen Urteil über die Schlager begibt sich auch Marti aufs ästhetische Glatteis, wenn man die akustischen Klangunterlagen zur Transportierung von allenfalls systemverklärenden Texten überhaupt als Musik durchgehen lassen will: Auch wenn «Schlager» in der Tendenz wohl unbestreitbar eher verklärend als aufklärend sind, sind sie es in jedem Fall? Oder sind sie es, soweit von Musik die



Rede ist, gar nicht, sondern wirkt diese Musik in Verbindung mit dem Text lediglich tendenziell so? Und wenn sie denn so wirkt, tut sie dies, weil ihr diese Wirkung ins verwendete Material eingeschrieben ist oder (auch/ vor allem/ ausschliesslich) weil es akustische Konventionen, kollektive Hörerfahrungen und Rezeptionsbedingungen gibt, die wiederum von aussermusikalischen Faktoren mitgeprägt werden? Was ist eigentlich Musik, das Mach-Werk der Komposition oder das Hör-Werk der Rezeption? Als Bild: Ich stelle mir das musikalische Ereignis als eine Glasscherbe in einem vollständig lichtlosen Raum vor, den subjektiven Willen zum Hinhören als eine Energiequelle, als ein Lichtwurf auf diese Glasscherbe innerhalb des Raums. Dieser Lichtwurf löst Reflexe aus, in alle Richtungen bunt schillernd, entscheidend für die konkrete optische Wirkung ist in jedem Fall der Einfallswinkel des Lichts in die Scherbe, also die Positionierung dieses subjektiven Willens zum Hinhören im Raum. Das von Position zu Position unterschiedliche, auch ideologische Schillern ist nicht identisch mit der Glasscherbe, sondern mit dem Rezeptionsergebnis. In der Glasscherbe selber ist kein Licht. In einem entscheidenden Punkt verfehlt deshalb Adornos vor-kommunikativer Komponisten- und Macher-Blick die Wirkungsweise von Musik. Musik ist (ausser für Komponierende) nur Musik, insofern sie erklingt. Darum ist Musik nicht hinreichend beschrieben mit der Charakterisierung ihrer materialen Substanz, ihr eingeschrieben ist als *conditio sine qua non* die Tatsache, dass sie kommunizieren muss, damit sie rezipiert werden kann. In meinem Bild: Es gibt Musik nur, wenn es diesen Lichtstrahl der Zuhör-Energie gibt, der damit zum musikimmanent subjektiven Faktor wird. Heisst andersherum: Musik ist objektiv nicht abschliessend beschreibbar. Im Bericht über sein Jahr in Auschwitz beschreibt Primo Levi die «Märsche und Volkslieder, die jedem Deutschen lieb und teuer sind», die den ein- und ausrückenden Arbeitskolonnen vorgespielt worden seien. Diese Musik habe die physisch und psychisch zerstörten Häftlinge des Arbeitslagers «wie Automaten in Marsch» gesetzt: «Tot sind ihre Seelen, und die Musik treibt sie dahin wie der Wind das welke Laub und ersetzt ihren Willen.» (58f) Aber wenn eine Mutter ihrem Kind die Melodie des gleichen deutschen Volkslieds heute gewohnheitsmässig zum Einschlafen vorsingt, die Substanz der «Glasscherbe» (abgesehen von Instrumentierung/Klangfarbe) also grundsätzlich die gleiche bleibt, lediglich der Einfallswinkel der Hör-Energie ein anderer wird, ist die Musik dann gleichermassen «infernalisch»? Levi schreibt als differenzierender Zuhörer: «Aber man musste aus dem

Bannkreis treten, die Musik von aussen hören [...], um zu begreifen, [...] warum uns heute noch, wenn uns eines jener unschuldigen Lieder wieder in den Sinn kommt, das Blut in den Adern gerinnt». (59) Für Levi ist also das Material «unschuldig». Adornos Position müsste dagegen ungefähr lauten: Levi irrt sich, diese Lieder können nicht «unschuldig» sein; anschliessend müsste er die «Infernalität» des Lieds in melodischen Tonfolgen, in Harmonien und Rhythmen dingfest zu machen versuchen. Diese Methode der modernen Musikkritik hat zwangsläufig jede gewesene Musik mit guten Gründen verworfen und hat sich dadurch auf der Zeitebene immer weiter in die Zukunft katapultiert. Am Ende der Moderne fand sie sich jedoch nicht in der Zukunft der musikalischen Entwicklung, sondern abseits von allen gesellschaftlich breitenwirksamen musikalischen Ereignissen. Die Musik der Moderne hat eine Kirche gegründet: Diese Musik wurde zur Geheimwissenschaft, ihre Kritik zur elitären Exegese – das ganze wohl relativ unbedeutend, wie jede Kirche ohne Macht. Ich vermute heute, dass Levi sich nicht irrte: Sein Lied (wie jedes musikalische Ereignis) war (und ist) «unschuldig». Jedoch: Fiel Levis Lichtstrahl des Hinhörens später je wieder auf die «Glasscherbe» des unschuldigen Lieds, bedeutete ihm der entstehende Lichtreflex immer wieder das gleiche: Gefahr, Todesangst, Vernichtung. Dies würde wiederum auf den subjektiven Faktor von Musik, der ein konditionierender ist, verweisen: Ein bestimmtes musikalisches Ereignis «bedeutet» subjektiv das, wofür es beim ersten bewussten Hinhören gestanden hat. Spätere Hörerfahrungen des gleichen Materials verändern weniger diese Bedeutung, als sie die Erinnerung an die eigene Situation beim ersten Hören vertiefen. Darum hat jede Generation «ihre» Musik, die sie ihr Leben lang gerne hört (weil diese immer wieder – und immer mehr – die eigene, verlorene Jugend meint). Und deshalb werden die alten Melodien nie «obsolet» werden, die die Mütter ihren Kindern zur Beruhigung und Freude vorsingen.

*... «La repubblica» hat gestern über dem Atlantik eine beeindruckende Tiefdruckzone auffahren lassen, wohl das Ende des Hochsommers ennet den Alpen. Hier ist seit gestern böiger Wind aufgekommen, wenn er in die Tannen fährt, unter denen ich im Liegestuhl lese, regnet's Nadeln und dürre Zweiglein. Zwischenhinein windstill, die Sonne sogar im Halbschatten stechend. Am Himmel ziehen weisse, zerzauste Wölkchen vorüber, ab und zu grössere Blöcke, Klötze und Türme, denen*

*der launische Wind Fahnen von fransendem Weiss entreisst. Gegen Abend ist der Himmel blankgefegt, der Wind regelmässiger und kühl, das Licht über der Wiese reines Gold...*

*Werkstücke und Stückwerke.* – Heidi liest aus dem Roman «La storia» von Elsa Morante vor: «Nun rollten aber in dem beschränkten und unerwachsenen Geist dieses Weibleins, während es blindlings durch seine kleine Mietswohnung lief, auch die Bilder der Menschheitsgeschichte (der Weltgeschichte) ab, die es wie die zahllosen Windungen unendlichen Meuchelmordes wahrnahm.» Fragmente der Menschheitsgeschichte, die durch meinen beschränkten und unerwachsenen Geist rollen und ein Amalgam bilden mit den Geschichten, die ich für mein Leben halte – das ist der Stoff der Weltgeschichten, von denen es so viele wie Menschen gibt, vertrackte Stückwerke. Vertrackte Stückwerke wären aber auch interessante Formen der Textdarstellung: Als Kopfwirker zuerst mit der Freude am Einmaligen, am fokussierten Weltfragment das einzelne Werkstück formen und schleifen. Dann zum nächsten gehen. Und wieder zum nächsten. Und immer so weiter. Die fertigen Werkstücke müssten zu Konstellationen gruppiert werden, die nie ein Ganzes bilden würden, sondern immer Stückwerk bleiben: Dokumentation eines Denkens, das kaleidoskopartig um Motivknoten kreist. Gesucht wäre nicht «Wahrheit» als Zielpunkt stringenter, monokausaler Argumentationsketten, sondern räumlich ausgedehnte Wahrscheinlichkeiten aufgrund polykausaler Motivnetze. Ein Stückwerk wäre so – montiert aus einer beliebigen Anzahl Werkstücken – eine Konstellation von Texten, deren Leben sich in buntem Geflecht von Rück- und Querbezügen vervielfachen könnte, ohne je ein Ganzes – das immer falsch ist – bilden zu müssen: Je grösser die Anzahl Werkstücke, desto weniger wüchse ihre Summe zum Ganzen, sondern im Gegenteil zum immer grösseren Stückwerk (je abgeschlossener der einzelne Teil, desto unabschliessbarer die Zusammenstellung dieser Teile). Dieses Fornace-Tagebuch als erster Versuch eines solchen Stückwerks.

*Das Geschwätz meiner Jahre.* – «Darumb faren alle unser tage dahin durch deinen zorn/ Wir bringen unser jare zu wie ein geschwetz.

Unser leben wehret siebenzig jar/ wenss hoch kompt so sinds achzig jar/ Und wenss köstlich gewesen ist/ so ists mühe und arbeit gewesen/ Denn es feret schnell dahin/ als flögen wir davon.

Wer gleubts aber/ das du so seer zürnest? Und wer furcht sich für solchem deinem grim?

Lere uns bedencken/ das wir sterben müssen/ Auff das wir klug werden.» (Martin Luther, aus: «Der Psalter, XC» [Psalm 90, 9-12])

*Kunstschein und Scheinkunst.* – Ich kann mir mit dem besten Willen nicht vorstellen, dass Kunst, die aus unabhängiger Beurteilung und zeitlicher Distanz als wichtig und bedeutend beurteilt werden wird, sich derart bedingungslos der totalen Herrschaft des Markts und seiner Distributionskanäle unterwerfen würde, wie das heute grundsätzlich jede Kunst tun muss, die als öffentlich (und damit als erfolgreich) überhaupt zur Kenntnis genommen wird. Heute ist die einzig denkbare öffentliche Kunst eine vollständig unter die Gesetze des Marktes unterworfenene Kunst, deren postulierte ästhetische Autonomie jedem vernünftig denkenden Menschen kaum mehr als ein Lächeln entlocken wird. Umgekehrt weiss ich, dass kaum einer künstlerischen Bemühung, die nicht durch irgendwelche warenästhetische Kniffe und Public-Relations-Ränke wichtig und bedeutend zu scheinen versucht, die Gnade der «Veröffentlichung», das heisst der bedingungslosen Vermarktung zuteil werden wird (mit der Folge, dass sich zunehmend ausserhalb der Warenästhetik keine Ästhetik und ausserhalb der Public Relations keine Öffentlichkeit mehr denken lässt). Wie man Kunst auch betrachtet, wie man auch über sie spricht: Immer mehr beginnt sich heute ihr Schein zu verselbständigen, aus dem Kunstschein wurde Scheinkunst. Wie wenn einer sich etwas darauf zugute hielte, dass er stundenlang in die Sonne schauen kann und nicht merkte, dass das Lichtspektakel nur in seinem Kopf stattfindet und die Sonne seine Augen nur deshalb nicht zerstört, weil sie längst blind sind.

*...Jolanda und Marco schenken uns zum Degustieren ein rundes Stück Mozzarella-Käse, das sie ihrerseits von Nachbarn geschenkt bekommen haben, die aus den*

*Ferien zurückgekehrt sind. Der Käse stammt aus einer Region zwischen Rom und Neapel und wird aus der Milch einer selten gewordenen Art weisser Büffel hergestellt. Im Gegensatz zu jenem Mozzarella, den man bei uns, in kleine Plastiktüten verschweisst, kauft und roh nahezu geschmacklos ist, schmeckt dieser Käse würzig und etwas salzig, die Konsistenz ist fester und weniger wässrig. Der Unterschied zwischen Allerwelts-Mozzarella und dem geschenkten ist ungefähr so gross, wie jener zwischen den geschmacklosen Wasserbällen mit der bleichroten Lederhaut, die im Winter in den schweizerischen Supermärkten angeboten werden und jenen Tomaten, die wir zur Ergänzung unseres Mozzarella-Gerichts zusammen mit einigen Basilikumblättern aus dem Garten unserer Gastgeber geholt haben...*

*Stroh dreschen.* – Eigentlich sollte man pathetischen Formulierungen gegenüber vorsichtig sein. Was heisst zum Beispiel «den verstummenden, untergehenden Menschenwelt-Geschichten Sprache leihen», wie ich letzthin notiert habe? Ist das mehr als sozialromantisches Testimonio-Pathos; ungefähr und verweht, wie alles Metaphorische? Man kann sich nämlich auch, mit gutem Grund, auf die Position stellen: Es gibt gar keine Geschichten (geschweige «Weltgeschichten»). Leben prospektiv, das ist wie ein wogendes Kornfeld, gleichförmig, sprachlos, ganz und gar Potentialität, ein grosses Vielleicht-gibt's-was-draus; Leben retrospektiv, das ist gedroschenes Stroh, strukturlos, verstreut, verschlissene Aktualität, ein unbestimmtes Vielleicht-ist-was-draus-geworden (nicht einmal das ist ja sicher). Aber Geschichten stecken im liegendebliebenen Stroh eben gerade keine, die geschichtenbildende Kraft steckte in den Körnern, aber die nährten zerstiebend den Augenblick des Lebens. – «Geschichte» ereignet sich ausserhalb der Sprache. Was es innerhalb der Sprache gibt, ist der Wille zum Geschichtenerzählen, zur Narration. Die Geschichten sind deshalb immer das Problem dessen, der sie erzählen will. Die Struktur jeder Geschichte ist eine Erfindung (lass zehn Leute das erzählen, was sie für eine und dieselbe Geschichte halten: Sie erzählen zehn verschiedene Geschichten). Narration, ohne die es keine Geschichten gibt, ist keine Frage von gelebtem Leben (von gedroschenem Stroh), sondern eine Frage von Dramaturgie, Rhetorik, Wortwahl, Grammatik. Der Wille zur Narration – ob in einer mündlichen oder einer schriftlichen Kultur – ist in jedem Fall eine spracharbeiterische Ambition: Geschichten erzählen als Vorwand, um schreiben oder reden zu können, als Trick zur Selbst-

inszenierung, als Veräusserung von Arbeitskraft im Kampf um soziales Kapital. Zeugenschaft ist so gesehen blosser Vorwand. Und so gesehen gilt es eben doch nur die Tautologie: Ich schreibe, weil ich schreibe, Punkt. Was es darüberhinaus gibt, ist der Wille zur autobiografischen Narration, im übrigen das Thema von Max Frischs «Gantenbein»-Roman: «Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.» Hier wird die «Weltgeschichten»-Metaphorik als Selbstbetrug entlarvt: Autobiografisches Schreiben heisst auf das eigene Leben zurückblicken, um das gedroschene Stroh zur Geschichte bündeln zu können, weil man die Wahrheit von dessen sinnleerer Verstreutheit nicht ertragen will.

*...die Abende jetzt kühler. Gestern abend im Freilichtkino von Bucine («Sol levante», ein schnell vergessener Kriminalfilm, Hollywood-Konfektion mit Sean Connery) haben wir erstmals vor elf Uhr abends Pullover übergesteift. Heute morgen ein wolkenloser Himmel, aber der Wind ist geblieben. 15. August, Feiertag: Ferragosto...*

*Der volkswirtschaftliche Nutzen von Kunst.* – Kunst hat hier und heute einen Markt, und sie hat ökonomische Ressourcen ausserhalb des Markts (öffentliche Unterstützungen, Sponsoring/Mäzenatentum, Auszeichnungen/Preise). Deshalb ist Kunst als Branche so ehrenwert wie andere Branchen, die sich ohne Subventionen nicht halten können, als Beispiel die Landwirtschaft. Bloss ist deren volkswirtschaftlicher Nutzen als Agri-Kultur, als Nahrungsmittelproduktion und Landschaftspflege, unmittelbarer einsehbar als jener der Kunst-Kultur. Was ist eigentlich deren volkswirtschaftlicher Nutzen? Was mir dazu einfällt: Kunst als Sammel- und Spekulationsobjekt, also Geldanlage; Kunst als das schöne Surplus über dem Notwendigen, Kunst also als Repräsentation, Dekoration, Kunsthandwerk, als «Kunst am Bau der herrschenden Verhältnisse»; Kunst als narzisstische Selbstdarstellung (Heidi würde sagen «als öffentlich zelebrierte und vom Publikum subventionierte Psychoanalyse»); Kunst als Ideologie, als Produktion von scheinhafter Gegenwelt zum Zweck der Ablenkung/Ausblendung von realen Missständen, Ungerechtigkeiten, Widersprüchen. Gut. Aber sonst? Am meisten Aufwand wird ja – gerade von «ernsthaften» Kunstschaaffenden und deren Lautsprechern in den

ideologischen und ökonomischen Unterstützungsstrukturen – darauf verwendet, vorab den volkswirtschaftlichen Nutzen zu behaupten, der sich aus dem emanzipativen Anspruch von Kunst ergebe (Kunst als Seelenbildung und Aufklärung). So hartnäckig, wie das Argument durch die gesellschaftliche Normalität in Frage gestellt wird, so hartnäckig – und zumeist unwidersprochen – wird es zur Behauptung der ethisch-moralischen Sonderstellung der Kunstbranche (aus der sich eine ökonomische Sonderstellung ergeben müsse) angeführt. Diesen emanzipativen Anspruch von Kunst als aufrichtig und als zentral anzuzweifeln, ist gemeinhin tabu. Niemand kann allerdings im Ernst bestreiten, dass sich die Kunst-Kulturbranche im allgemeinen zum Markt weniger stromlinienförmig verhielte als etwa die Agri-Kultur (klar gibt es Ausnahmen, aber es gibt auch Bio-Bauern um Gotteslohn). Bisher ist jedoch noch niemand aufgetreten und hat geradewegs behauptet, stromlinienförmiges Marktverhalten *diene* dem emanzipativen Anspruch der Kunstbranche. Weil das weit plausiblere Gegenteil zu behaupten jedoch geschäftsschädigend wäre, gilt als ausgemachte Sache, dass stromlinienförmiges Marktverhalten und emanzipativer Anspruch von Kunst keinen Zusammenhang hätten, und dass affirmatives Verhalten zum Markt eine naturgegebene Sache sei wie etwa das Atmen, auf das die Kunstproduzierenden auch nicht verzichten könnten und trotzdem nicht unmittelbar mit jeder künstlerischen Arbeit in Beziehung gesetzt werden könne, kurzum: Der kapitalistische Kunstmarkt sei trotz allem ein Teil von Gottes wundervollem Naturgarten. So wird eine in der Tat schwierige und hier und heute in keiner Weise auflösbare dialektische Spannung auseinandergebrochen in zwei unverbundene Tummelfelder für Scharlatane: in das Feld des Markts, wo Kunst restlos Ware geworden ist und in das Feld des Kunst, wo man sich einbilden darf, die produzierte Ware bleibe restlos Kunst. Ich zum Beispiel meine (und bin damit so hilflos wie vor der, mag sein, behaupteten historischen Zeitenwende von 1989), dass Kunst *entweder* ein stromlinienförmiges Marktverhalten hat *oder* einen emanzipativen Anspruch. Natürlich kann es auch in Zukunft nicht anders sein, als dass eine solche Position hier und heute unauflösbar widersprüchlich ist und für «ernsthafte» Kunstschaffende und die Lautsprecher ihrer ideologischen und ökonomischen Unterstützungsstrukturen indiskutabel bleiben müssen wird. Das ist so schade wie notwendig fürs Geschäft. Man stelle sich aber vor, was die Kunst-schaffenden gesellschaftspolitisch bewegen könnten, wenn sich ihre Kräfte nicht in erster Linie

auf den Markt, sondern auf ein gesellschaftliches Ideal ausrichten würden. Bloss auf welches? Das einzige verbliebene Ideal ist ja eben gerade der Markt. Heidi, wie wär's mit einem Boule-Spiel?

*...heute abend im Freilichtkino von Bucine «Short cuts» von Robert Altman, ein in Inszenierung, Schnitt und Montage brillanter Film über die menschenvernichtende Kommunikationslosigkeit des (US-amerikanischen) Kleinbürgeralltags: schnell, hart, trostlos. Während des ganzen Films zieht der fast volle Mond einen hohen Bogen über die auf dem alten Fussballfeld aufgestellte Leinwand, ab und zu eine Sternschnuppe...*

*Die Mitte des Wegs.* – «Nel mezzo del cammin della nostra vita»: So beginnt Dantes «Divina commedia», eine Übersetzung finde ich in der Bibliothek von Jolanda und Marco. «In der Mitte unseres Lebenswegs» – die Geschichte handelt im Jahr 1300, also in Dantes fünfunddreissigstem Lebensjahr – findet sich der Erzähler in den Niederungen, verirrt in einem dunklen Wald. Merkwürdig: Dantes Vorstellung eines Lebensbogens – das Herabsteigen bis zur Mitte des Lebens als dunklem Tiefpunkt (von dem aus die Höllenfahrt beginnt) – hat sich in meiner Vorstellung genau umgekehrt: Ich sehe diesen Bogen als Aufstehen, sich Aufrichten und Strecken bis zur Mitte des Lebens (als dem lebensgeschichtlichen Augenblick des aufrechten Gangs), danach das Überschreiten des Zenits, das allmähliche Hinuntergehen, Niedersinken, Verschwinden, «schattenwärts». Die eine Vorstellung als Spiegelung der andern: der mystisch-religiöse Schein spiegelt das materialistische Sein und umgekehrt. Wobei: Beide Vorstellungen sind lediglich Bilder, und der Schritt von der einen zur anderen ist bedeutend kleiner als der Schritt von irgendeinem Bild zum metaphernlosen Leben. Vermutlich wären für Laudse beide Vorstellungen trotz ihrer Gegensätzlichkeit eng verwandt, deshalb auch just gleich weit vom «Dau» entfernt; nicht einmal weise, sondern halt Ausdruck gleichermassen «falschen Wissens». Den in diesem Zusammenhang denkbaren Terminus «christlich dekadent» hat er noch nicht kennen können, das Nötige hierzu allerdings hat er im «Daudesching» gesagt: «voll und leer gebären einander/ leicht und schwer vollbringen einander/ lang und



kurz bedingen einander/ hoch und niedrig bezwingen einander/ [...] / darum tut der weise ohne taten/ bringt belehrung ohne worte» (52).

*...morgens, nach unseren Gymnastikübungen auf der Wiese, ziehen wir uns aus und springen nackt in den Weiher. Er ist in den letzten Tagen merklich kühler geworden, am Morgen das Wasser auf der Haut prickelnd, vielleicht noch gut zwanzig Grad, und fährt ein Windstoss in die Bäume, schweben erste dürre Blätter ins Wasser herunter und treiben als Schiffchen vor der Nase vorbei...*

*Der windbewegte Olivenhain.* – «Dau» als die undenkbbare Einheit des ungewussten Naturwissens vor dem gewussten Wörterwissen, das die Welt in Teile zerbricht, immer differenzierter und deshalb immer «falscher» wird. «namenlos» («namhaft» erst als «der zahlosen dinge urmutter»), «dem urahn aller dinge vergleichbar», Ursprung vor der ersten Spaltung des Einen, das die Welt vor der Bewusstwerdung für die Menschen gewesen ist (bevor die Welt zu denken war, muss sie für das Menschengeschlecht allerdings während unvorstellbarer Zeiträume zu sehen, zu hören und zu glauben gewesen sein). Weil «Dau» nicht zu denken ist, ist es nicht in Worte zu fassen (ausser mit paradoxen Formulierungen: «ding der nichtdinglichkeit»). Was sich sagen lässt: «den uranfang erkennen/ nenne ich leitspur des Dau». Die Menschheitsgeschichte vom Nichtwissen zum immer noch mehr und immer noch genaueren Wissen zurückgehen («tu ab das gelernte, und ohne sorgen wirst du sein») bis vor die ersten Wörter, die ersten Gedanken («unhörbar ist die sprache der natur»): «Dau», das ist die Stummheit, die zurückschaut, wenn ich jetzt, zur Mittagszeit, in den windbewegten Olivenhain hinüberblicke. («Daudesching», 51, 54, 64, 70, 73)

*...als wir in der Nachmittagshitze für das abendliche Grillfeuer holzsuchend über die Wiese zum Waldrand hinaufsteigen, entdeckt Michel in der Wiese eine Schlange, grau mit schwarzen senkrechten Streifen, ein grosses Tier, vielleicht ein Meter lang, reglos, auch als er ihm kleine Zweige vor den Kopf wirft. Ich hole hilflos Marco, den Hausherrn, was hier zu tun sei. Wenn's eine Viper sei, müsse man sie töten, giftige*

*Schlangen ums Haus, das sei zu gefährlich. Mit einer Hacke bewaffnet, steigen wir wieder zum Waldrand hinauf. Unten auf der Wiese rufen sich die Kinder vom Haus zum Weiher hinauf die Neuigkeit zu: «Eine Schlange!» Als wir wieder oben ankommen, liegt das Tier unverändert, in respektvollem Abstand umstanden von den Holzsammlern Heinz und Michel, letzterer unterdessen mit seiner Videokamera filmend, die er in seiner Ferienwohnung geholt hat. Als Marco die Länge der Schlange sieht, lässt er den Angriff mit der Hacke bleiben, sucht grosse Steine und versucht mit kräftigen Würfeln ihren Kopf zu treffen. Der erste und der zweite Stein verfehlen, die Schlange hat nun züngelnd den Kopf gehoben, ansonsten liegt sie nach wie vor reglos. Die Wiese herauf kommen die ersten Kinder, vom Weiher her rufen warnend die Mütter, von oben die Väter. Der dritte Stein trifft, ohne ernstlich zu verletzen. Die Schlange zieht sich blitzschnell zu einem wirren Knäuel zusammen und beginnt im nächsten Augenblick zu flüchten, mit grosser Geschwindigkeit schräg hangabwärts gleitend auf niedriges Gebüsch zu. Zögernd nehmen wir die Verfolgung auf, natürlich erfolglos. Vermutlich hat das Tier noch vor dem Gebüsch hinter der nächsten Bodenwelle die Richtung geändert und ist hangaufwärts längst im Wald oben verschwunden. (Übrigens entdeckt Heidi tags darauf beim spätnachmittäglichen Bad im Weiher eine schwimmende Wasserschlange, grün mit gelbem Hals: Ihr gehört der Weiher nachts, uns tagsüber.)...*

*Der Traum vom herrschaftsfreien Diskurs.* – Als der neue Kommandant des im Aufbau befindlichen Arbeitslagers Plaszow bei Krakau, Amon Göth, bei der Frühbesprechung mit den Bauleitern vom Unterführer Albert Hujer informiert wird, dass sich ein Teil der Fundamente gesenkt habe, lässt er sich die Architektin, die Gefangene Diana Reiter, vorführen. Sie hält auch ihm gegenüber als Fachfrau selbstbewusst fest, dass das gesamte Fundament herausgerissen und noch einmal neu gemacht werden müsse, weil sich sonst das Mauerwerk senken und einstürzen könne. Keneally schreibt, Göth habe «diese argumentierende Jüdin» «als persönliche Bedrohung» empfunden, deshalb habe er, statt sich mit dem Argument auseinanderzusetzen, Hujer befohlen: «Erschiessen! [...] Hier! Jetzt, sofort», worauf dieser die Frau am Oberarm gepackt, vor sich hergestossen, ihr die Pistole ins Genick gesetzt und abgedrückt habe. (148ff) Dagegen Oskar Schindler, der mit allen Wassern gewaschene Geschäftsmann, der seine gesellschaftliche Position innerhalb der Nazi-

Welt verteidigt, und mit Göth nie anders als taktisch – das heisst: uneigentlich kommuniziert: «Es lag in Schindlers Charakter zu glauben, man könne sich mit dem Teufel an einen Tisch setzen und über einem Cognacschwenker das Böse wenigstens zum Teil aus der Welt schaffen.» (186) Immerhin scheint Schindler zugunsten seiner jüdischen Arbeiterschaft bei Göth einiges erreicht zu haben; Reiter hat die einmalige, kompromisslose Anwendung des besseren Arguments nicht überlebt. Was ist daraus zu schliessen? Menschliches Handeln ist nie nur die Konsequenz aus dem besseren Argument, nie ausschliesslich Produkt argumentativer Ausmarchung. Im politischen Raum lebt erfolgreiches Handeln geradezu davon, dass seine wirklichen Gründe – also die Summe der ausschlaggebenden Argumente – verdeckt bleiben. Wer im politischen Raum, diesem Universum von Interessenlagen, von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, etwas erreichen will, wendet viele Mittel an, aber sicher zuletzt das Mittel des untaktisch vorgebrachten, bessern Arguments. Dieses hat ja den fatalen Hang zur Finalität. Was wollte ich noch dagegen sagen und später dagegen tun, wenn ich das bessere Argument als solches anerkennen würde? Im politischen Raum ist Sprache Mittel zum Zweck des Handelns: Sprache dient dazu, das von vornherein intendierte Handeln plausibel erscheinen zu lassen und dadurch möglicher zu machen. Das bessere Argument jedoch ist sich selbst genug, ist Ziel einer Erkenntnis, nicht Weg einer Praxis, weist insofern nicht über sich hinaus, ist deshalb Selbstzweck und foutiert sich um die sich daraus ergebenden Handlungsoptionen. Deshalb ist seine Anwendung im politischen Raum in jedem Fall politisch naiv und tendenziell kontraproduktiv. Zu lernen wäre also: Entweder du kaprizierst dich auf das bessere Argument, oder du willst etwas erreichen (was übrigens auch die Geschichte der Neuen Linken seit 1968 lehrt).

*...im Schein von Michels Taschenlampe, der vor seiner Abreise spätabends hinten beim Weiher eine Luftmatratze holen will, plötzlich die dicke Kröte, die tagsüber beim Haus in einem Abflussrohr sitzt, nun mitten in der Wiese, offenbar auch sie auf dem Weg zum Weiher. Im Lichtschein macht sie zwei plumpe Hoppelsätze und bleibt dann einfach sitzen, bis es wieder Nacht wird. (In der Nacht zuvor war es Michel am Weiher gelungen, mit seiner Videokamera im Schein der Taschenlampe eine kleine, schwimmende Viper zu filmen; im Fernsehgerät von Marco und Jolanda haben wir die Aufnahme heute angeschaut.)...*

*Hemingway vom Kreis 3.* – Einige Tage vor unserer Abreise nach Italien ist H. U. Müller von Zürich nach Bern gekommen, in der Quartierbeiz «Handwerkerstübli» in der Lorraine haben wir zusammen zu Mittag gegessen. Er erzählte von einem neuen Romanprojekt, dessen Arbeitstitel zur Zeit «Stadt ohne Echo» laute. Was ihn beschäftigt: Die Gräben, die die Gesellschaft unüberbrückbar durchfurchen (für ihn als Psychiatrieüberlebender war der erste und unüberbrückbarste jener zwischen «Wahnsinn und Gesellschaft»; heute beschäftigen ihn andere, jener zwischen Gesellschaftskritik und Belletristik, jener zwischen ihm als Autor und dem Publikum). Weiter: die gesellschaftlichen Ränder als echolose Räume, in denen er schreibt (der Rotpunktverlag hat von seinem letzten, immerhin vierten Buch, «Eldorado City», gerade 350 Exemplare abgesetzt, er überlegt sich, den nächsten Roman im Selbstverlag zu publizieren). Dann der Zusammenbruch der gesellschaftspolitischen «Bipolarität» nach 1989, die Implosion in die falsche Einheit – das paradoxe Gegenstück zu den unüberbrückbaren Gräben, die er gleichzeitig beobachtet. Hier sind wir uns einig: Mit dem Sieg der USA und seiner Satelliten im Kalten Krieg ist die Welt grundsätzlich unipolar geworden, der Kapitalismus hat, zumindest aus der Perspektive der frühen neunziger Jahre, alternativlos gesiegt. Mit keinem Wort verteidigen wir hier den untergegangenen realen Sozialismus. Trotzdem ist klar: In dieser «Neuen Weltordnung» hat sich mit dem Niedergang der Roten Armee die Perspektive auf einen irgendwie gearteten Sozialismus vorderhand erledigt. Zum Begriff der «Bipolarität» hat H. U. einen ganz persönlichen Zugang, weil er Bestandteil ist von einer seiner psychiatrischen «Diagnosen». Die Frage, die er im neuen Roman mitverarbeiten will: Wie soll ein diagnostizierter «Bipolarer» in einer in die Unipolarität implodierten Welt leben? H. U., sich zwischen den biertrinkenden Handwerkern und Rentnern des Quartiers ins Feuer redend; der stark angegraute Bart, die Stirnglatze, die kräftige, untersetzte Gestalt mit dem Strohhut neben sich auf dem Tisch: ein bisschen wie Hemingway, Hemingway vom Kreis 3.

*Nachtrag:* Am Nachmittag des 24. Septembers 1994 findet in einem noblen Nebenraum des Stadttheaters, unter üppiger Stuckdecke, Kronleuchtern und vor hohen, goldgerahmten Spiegeln eine Dichterlesung mit Matthias Zschokke statt. Er liest, von

einer vornehm-bildungsbürgerlichen Hundertschaft der Stadt umsessend, auf einem teppichbestückten Podest. Als gelernter Schauspieler markiert der ehemalige Inset den Dichter von Welt (Berlin!) perfekt: Ein grosser, schlanker Mann in den besten Jahren, mit braunen Schuhen, beiger Hose, grauem, längsgestreiftem Hemd, den Kragen lässig hochgestellt, die Ärmel leicht zurückgekrempelet, dazu die jederzeit lockere, aber bis ins letzte kontrollierte Körperhaltung, die sonore Stimme, die noch bei Lesefehlern einen Charme verströmt, als seien sie eingeübt. Das Gelesene – teils aus dem Roman «Piraten», teils Unveröffentlichtes – signalisiert gepflegte Unterhaltung, Ironisches bleibt subtil, Freches dezent, Nachdenkliches sanftmelancholisch und das walsenerne Augenzwinkern hat er genau so drauf, wie es sich für einen Robert-Walser-Preisträger (1981) gehört. Ich denke während der Lesung an H. U. und daran, dass heute wohl nur noch jene Schreibenden öffentlich erfolgreich sein können, die nie an «Bipolarität» gelitten haben, denen es deshalb gelingt, sich und ihre Arbeit restlos der Selbstinszenierung und der ökonomischen Verwertung dienstbar zu machen *und* daran nicht allzusehr zu leiden. Gefragt ist heute brillantes, das heisst akademisch unangreifbares Handwerk, das sich jeglicher Ambition auf Widerständigkeit – die als pubertär und besserwisserisch gilt – enthält: Das Eigene am Text wird, so will es der Zeitgeist, ins Nicht-mehr-Nachweisbare zerrieben und dem Sprachfluss in homöopathischen Dosen beigegeben. So verteidigt, scheint mir, hier auch Zschokke den unabdingbaren Rest an Identifizierung mit dem eigenen Produkt: Was nicht mehr nachweisbar ist, stürte ja auch dann nicht, wenn es wirklich vorhanden wäre. (Heute Nachmittag, einen Tag später, erfahre ich, dass in Solothurn Otto F. Walter gestorben ist.)

*Die Janusköpfigkeit des Staats.* – Levis Auschwitz-Bericht vor dem Hintergrund der aktuellen Auseinandersetzung um «Sicherheit und Solidarität», wie sie von Pierre Franzen im neusten Heft des «WIDERSPRUCH» auf den Begriff gebracht worden ist. Thema also die Janusköpfigkeit des Staats mit den beiden Gesichtern «Garant sozialer Netze» und «Hüter der Ordnung». So wie die repressiven Strukturen des Staats nur dann abgebaut werden könnten, wenn sich die politisch Machtausübenden ernsthaft um den ökonomischen Ausgleich und die Integration der gesellschaftlichen Ränder bemühen würden, so müssen sie – und darum geht es zur Zeit – den angestrebten Sozialabbau mit dem Ausbau der Repression absichern: Statt Voll-

beschäftigung mehr «innere Sicherheit», statt Ausbau der Sozialwerke Senkung der Staatsquote (also Steigerung der privaten Gewinne), statt «Sozialstaat» «Zweidrittelsgesellschaft». Dieser Umbau ist auch in der Schweiz eingeleitet und wird begleitet von viel ideologischer Schaumschlägerei. Der Präsident der Arbeitgeber-Organisationen zum Beispiel wird von Franzen im «Editorial» zitiert, der Sozialstaat Schweiz sei «nicht mehr finanzierbar», die Belastung der «Arbeit mit Sozialkosten» sei zu hoch. Selbstverständlich kann man die Sozialkosten von Arbeit senken, im Prinzip bis auf null: Von nichts anderem berichtet ja unter ökonomischem Gesichtspunkt Levi. In den nationalsozialistischen Arbeits- und Vernichtungslagern wurden die Sozialkosten für die geleistete Arbeit unter die Kosten der Reproduktion der physischen Existenz der Arbeitenden (Nahrung, Kleidung, Gesundheit) gesenkt, Vernutzung der Arbeitskraft bis zum Tod bei absolut repressiven Rahmenbedingungen: Der einzige Weg zurück in die Freiheit führte durch den Kamin des Krematoriums. Selbstverständlich sind im Wechselspiel von Repression und sozialstaatlicher Absicherung der Nichtbesitzenden unendlich viele Varianten denkbar, immer aber werden sie mit ökonomischer Umverteilung – zur Zeit von unten nach oben – und dem dazu nötigen Grad von Überwachung und Bestrafung zu tun haben. (In diesem Sommer wächst in der Schweiz der Druck, es seien zur «Eindämmung der überbordenden Drogendelinquenz» weitere Gefängnisse zu bauen. Gut möglich, dass die Bürgerlichen danach eine liberalere Drogenpolitik mittragen werden: Die neuen Gefängnisse haben sie ja dann.) Selbstverständlich wollen die schweizerischen Arbeitgeber hier und heute keine Konzentrationslager, allerdings wenden sie die grundsätzlich gleiche, antisoziale Logik an (es gibt für sie keine andere Logik, die logisch wäre): Es geht ihnen darum, unter den kurzfristig nicht beliebig manipulierbaren politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen die Faktoren Repression und soziale Kosten in ein für sie optimales Verhältnis zu bringen. Dieses Denken hat gewiss nichts Unehrenhaftes, sondern bedeutet Geschäftstüchtigkeit unter den real existierenden Bedingungen. Ihre Grundideen sind einfach: Steigerung der Produktivität und Senkung der Produktionskosten (was auch heisst: Externalisierung von Neben- und Folgekosten, vom Mutterschaftsurlaub bis zur Sondermüllentsorgung). Dies ergibt die Steigerung der Gewinne bei gleichzeitiger Steigerung der Arbeitsmotivation durch Reduzierung von sozialen Absicherungen (wer nicht arbeitet, ist selber schuld, soll man wieder laut sagen dürfen, wie man zu anderen Zeiten laut

sagte: Wer nicht arbeitet, soll nicht fressen). Hierzu hat der Staat mit Kontrolle und Repression Ruhe und Ordnung zu garantieren, seine anderen Aufgaben sind zum Teil vernachlässigbar, zum Teil schädlich. Soll die Logik solcher Geschäftstüchtigkeit innerhalb vorgegebener demokratischer Spielregeln – zum Beispiel in der Schweiz – durchgesetzt werden, so müssen die abhängigen Leute glauben, diese Logik sei zum Nutzen der Mehrheit. Es braucht also so etwas wie eine ideologische Offensive: Uns geht es immer schlechter, weil die böse Welt immer krimineller wird. Dagegen gibt's nur eines: mehr «innere Sicherheit». Und sind wir alle erst wieder sicher, dann lösen wir zusammen das Problem der Massenarbeitslosigkeit (die neuen Gefängnisse haben sie ja dann).

*Etüdenberge und Begriffsflühe.* – Der systemkritisch-hyperpolitische Teil der Neuen Linken hat, gemessen an seinen eigenen Ansprüchen, nicht eben viel erreicht. Hat er es überhaupt ernsthaft versucht? Eine Sichtung ihres Nachlasses wird einen bewundernswürdigen Etüdenberg zu Tage fördern, liebevolle Heimposamentereien nach allerhand Theiestrickmustern, Hinweise werden sich finden auf Flühe von ganz und gar wertlosen Begriffsüberhängen und auf harmlosen logozentrischen Inzest (selbstverständlich moralisch nicht verwerflich, aber politisch unfruchtbar). Schwieriger zu finden sein werden die Handlungsnachweise. Fand überhaupt ein ernstzunehmender Geschäftsgang statt in dieser Firma? Oder wurde er nur simuliert? Und wenn es so wäre: wozu? Was die turmhoch gestapelten, akribisch geführten Protokolle ergeben: Der Streit um den richtigen Weg war endlos und – weil's ihn so nicht gab – nicht zu entscheiden. Zu einer Praxis aufgebrochen sind wenige, von ihnen die meisten schnell zurückgekehrt, mit klappernden Zähnen, nachdem sie sich freiwillig einen Vormittag lang flugblattverteilend vor irgendeinem Fabrikator in den Regen gestellt haben: Schlotternd behaupteten sie, sie hätten Sodom und Gomorrha erblickt, und sind danach richtig vor der Zeit erstarrt zu Salzsäulen. Die wenigsten versickerten längerfristig in irgendeiner politisch motivierten Arbeit und galten danach für die Neue Linke als verloren: Keine Praxis konnte den theoretischen Ansprüchen auf die Dauer genügen. Dagegen galt es als politisch-praktische Leistung, wenn die intellektuellsten Köpfe immer noch radikalere Analysen, verschlungenere Strategien, dialektischere Welterklärungen zu formulieren vermochten, ein sportlich-hirnakrobatisches Schneller-Höher-Weiter, das – wie

damals alles, dem Diktat des «Fortschritts» zu gehorchen hatte. In Anbetracht der objektiv notwendigen theoretischen Anstrengung war deshalb jedes Handeln irgendwie von vornherein obsolet und gewöhnlich spontaneistischer Theoriefeindlichkeit geschuldet. Oder so. Und – man denke – täglich passierte etwas Neues, kaum war die Aktualisierung der Theorie zu leisten – den Fall der Mauer haben die Köpfe der bürgerlichen Ökonomie wohl früher und genauer vorausgesehen als jene der 1989 verbliebenen, vor sich hinanalysierenden Neulinken. Ihr Nachlass ist deshalb, befürchte ich, zum grösseren Teil Makulatur. Was tun? Ich behaupte, es sei politisch ziemlich sinnlos, das Wartsaalfenster des Bahnhofs Ostermundigen einzuschlagen, um gegen sexistische Übergriffe in den Slums von Kalkutta zu protestieren.

Insbesondere politisch sinnlos scheint mir, den herbeieilenden und begreiflicherweise etwas enervierten Bahnhofsvorstand als «auch so ein Sexist» zu beschimpfen, nur weil er das doppelseitig engbeschriebene Flugblatt, das ihm in die Hand gedrückt wird, nicht auf der Stelle vollständig durchlesen und die vorgetragene Kritik bestätigen will. Ich plädiere für eine Verhältnismässigkeit zwischen theoretischem Anspruch und praktischen Möglichkeiten. Nicht die radikalste Theorie hat politisch die grösste Wirkung, sondern jene, die nicht nur erklärt, wie die Welt sein sollte, sondern auch weiss, warum sie jetzt so ist, wie sie ist, und dadurch überhaupt zu einer Praxis kommt. Gefragt wäre nicht das auf labyrinthischen Pfaden anzuschleichende, hier und jetzt endgültig richtige Argument, sondern jenes, das die intendierten Handlungsoptionen praktikabel macht. Diana Reiter ist damals erschossen worden, Oskar Schindler jedoch hat weit über tausend Juden und Jüdinnen das Leben gerettet. Was hätten *wir* damals erreicht? Linker Einwand: Aber Schindler war doch ein Schieber, Mischler und eingeschriebener Nazi! – Ja, das stimmt. Und die Neue Linke ist jetzt im Himmel.

*Ein Gebot der Menschenvernunft.* – Im Liegestuhl nachdenken über H. U.s Thema der «Bipolarität»: Das Leben aufgespannt zwischen zwei Polen. Der eine ist der Pol unendlicher Trauer, der andere der Pol unendlicher Freude. Dazwischen ist der unabsehbare Raum einer gemässigten Zone, und dort mittendrin eine Art Schweiz des emotionalen Universums. Dort, wo Freude und Trauer gleichermassen am kleinsten sind – ist das nicht ein Gebot der Menschenvernunft? – bringen wir vorsichtig navigierend unsere Tage hin. Dafür haben die Leute das Bedürfnis, jedes



Jahr vor sich selbst bis ans andere Ende der Welt davonzulaufen (zum selbstverwirklichenden Korallentauchen auf die Malediven zum Beispiel). Dies fördert die psychische Stabilität und Abgelöschtheit und ist das ehrenwerte Geschäft der touristischen Industrie. Aber was wäre die Alternative? Die Leute dazu zu bringen, unvernünftigerweise vermehrt die Pole von Trauer und Freude zu erforschen? Diese Aufforderung würde bloss das ehrenwerte Geschäft einer anderen Industrie fördern: Für manisch-depressive Expeditionen sind die chemische Industrie und die psychiatrischen Kliniken zuständig. Wirklich, in dieser Welt ist vorgesorgt.

*...das Perlhuhn, unförmig in seinem aufgeplusterten, braunweissgesprenkelten Federkleid, mit rucksendem Kopf durch die Wiese staksend. Plötzlich rennt es mit verblüffender Behendigkeit los, schnell im Zick-Zack vorwärts, der andauernd hackende Schnabel nun eine tödliche Waffe: Heuschreckenjagd...*

*Vom zukunftsweisenden Ordnungsstaat.* – In der Einschätzung des janusköpfigen Zusammenhangs von «Sicherheit» und «Solidarität» beim gegenwärtigen Umbau der europäischen Staaten, sind sich die Autoren des «WIDERSPRUCH's» weitgehend einig. Rolf Gössner, der die Entwicklung in Deutschland skizziert, spricht geradezu von einer «'bewährten' Formel»: «Je weniger soziale Sicherheit, desto mehr sog. Innere Sicherheit – sprich innerstaatliche Nachrüstung und Umstrukturierung zu Lasten der Bürger- und Freiheitsrechte» (24). Für den Bereich der aktuellen Schweizer Ausländerpolitik resümiert Beat Leuthardt, diese «nationalistisch motivierte Abschottungs- und Ausgrenzungspolitik» unterstütze heute den Sozialabbau (40). Pierre Franzen betont, dass ein anhaltender Verteilungskampf im Gang sei, der von den Wirtschafts- und Arbeitgeberverbänden mit einer «gigantischen ideologischen Offensive [...] gegen den Sozialstaat» geführt werde (3). Jedoch gehe es um mehr als ein ideologisches Feuerwerk, schreibt Daniel Vischer: «Der bürgerliche Sicherheitsdiskurs ist nicht einfach auf ein Manöver zu reduzieren, das von sozialer Demontage ablenkt.» Vielmehr werde mit diesem Diskurs «die politische Liberalität der Gesellschaft in Frage gestellt, deren verfassungsrechtlicher Kernbestand als altmodisch gebrandmarkt wird und der neuen umfassenden Mediatisierung und Informatisierung der Gesellschaft im Wege stünde» (18f). Der Staat wird nicht

einfach als «veralteter» Sozialstaat demontiert, sondern gleichzeitig zum «zukunftsweisenden» Ordnungsstaat umgebaut. Für jene, die diesen neuen Staat durchsetzen wollen, sind die zur Zeit umstrittenen und mit einem linken Referendum bekämpften «Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht», die es möglich machen sollen, AusländerInnen auf blossen Verdacht hin, ohne Vorwurf oder Nachweis einer strafbaren Handlung, bis zu zwölf Monate in Gefängnisse zu werfen, zweifellos erst ein Anfang.

*Nachtrag:* Das Referendum gegen die «Zwangsmassnahmen im Ausländerrecht» ist am 4. Dezember 1994 von über 72,9 Prozent der Stimmenden abgelehnt worden. Die Schweiz führt auch Repression demokratisch ein. Eigentlich logisch: In der «Zweidrittelsgesellschaft» wird vermehrter Zwang gegen das unterste Drittel jederzeit mehrheitsfähig sein.

*Gegen die Quelle spucken.* – Der Logozentrismus der 68er Generation: der Sprachüberhang, das Missverhältnis zwischen Analyseproduktion und der objektiv beschränkten Veränderbarkeit der Welt, der durchwegs prekäre Praxisbezug zwischen bedauernswert-naiver Weltfremdheit und gemeingefährlichem Amokläufertum, das paraphrasierende Ausdifferenzieren eines Wörterkontinents (wie das unaufhörliche Auswallen eines Kuchenteigs: Die bearbeitete Fläche wird dünner und dünner, schliesslich durchscheinend, aber dahinter ist keine Welt, sondern nichts); ein Reden, das nicht in gesellschaftlich relevantes Handeln umschlägt, sondern in hermetische, rhetorische Praxis von dogmatischen Zirkeln (Implosion des revolutionären Diskurses). Soweit Praxis erkennbar wird, scheitert sie am Anspruch der politisch-strukturellen Revolutionierung der Gesellschaft vollständig und wird auf das Feld der Kulturpolitik, in die Lebenswelt abgedrängt. Das ist das Selbstmissverständnis, das die politisch Engagierten aller Subkulturen seit 1968 zu merkwürdig donquichotteartigen Wesen macht. Sie verstehen ihren politisch radikalen Diskurs sowohl wie ihre Aktionen und Arbeitsgruppenaktivitäten als Bestandteil einer avantgardistischen Realpolitik und betrügen sich damit selber: Wer keine massgeblichen gesellschaftlichen (und das heisst: ökonomischen) Kräfte hinter sich hat, macht heute so wenig Politik, wie die Hintersassen, die vor zweihundert Jahren in den Beizen der Unterstadt hinter vorgehaltener Hand über die Obrigkeit

hergezogen sind: Mehr Redefreiheit allein verändert noch nicht die Machtverhältnisse. Das Engagement in den Subkulturen für Gefangene, Junkies, Flüchtlinge hier und die Unterdrückten und Marginalisierten überall ist deshalb wirklich bedeutend nur in seiner soziokulturellen, identitätstiftenden Dimension. Das Eigentliche aller ausserparlamentarischen Oppositionen seit 1968 ist primär kulturell, nicht realpolitisch: Subkultur hat die Gesellschaft in ihren Taten kaum beeinflusst, in verschiedenen Werthaltungen jedoch weitgehend umgebaut. Eine epochale Leistung zweifellos, aber für die Engagierten ein schwacher Trost. Ist es nicht die repressivste aller Toleranzen, wenn man ein Leben lang zwar völlig ungehindert, aber in der Sache absolut folgenlos das bessere Argument aussprechen darf? In die Aare springen, gegen die Strömung anschwimmen, immer wieder den Mund mit Wasser füllen und pathetisch Richtung Quelle spucken, weiter unten eine der montierten roten Treppen benutzen, sich im Lorrainebad in die Sonne legen im Bewusstsein, mehr sei nicht dringender, aber der Kampf gehe weiter: Das ist ein Vergnügen, das am Selbstbewusstsein nagt.

*Eine neue Zeile für das «Daudesching».* – «zuerst wussten die niedrigen kaum von den herrschern/ später drängten sie sich um sie und rühmten sie/ sie zu fürchten lernten sie später/ dann zu verachten» (67). Soweit formulierte Laudse vor gut zweieinhalbtausend Jahren. Ich wünschte mir, bis in zweieinhalbtausend Jahren würde sie so aktuell, dass jemand die Zeile hinzufügte: «schliesslich zu ignorieren». Nichts kann Herrschende vernichtender treffen als die Ignorierung ihrer Herrschaftsansprüche; überleben die «niedrigen» (eigentlich: die Erniedrigten) diesen provozierenden Ungehorsam, überleben sie alles.

*Der soziale Super-GAU.* – Die Frage, die mich nach der Lektüre der Holocaust-Bücher von Levi und Keneally (die in ihrer literarischen Ambition und Qualität nicht vergleichbar sind) in den letzten Tagen beschäftigt: Wie wäre es möglich, soziale Katastrophen, die die Konzentrationslager unter anderem auch waren – die die Ereignisse in Ex-Jugoslawien oder Ruanda zur Zeit unter anderem auch sind – zu verhindern? Solchen Katastrophen entgegenzuwirken, kenne ich nur zwei offensichtlich gleichermassen unzulängliche Versuche: den pädagogischen und den

gesellschaftlich-strukturellen, also politischen. Der pädagogische (in all seinen geistlichen und weltlichen Spielarten) will «gute» oder doch zumindest harmlose Menschen heranbilden, die gar nicht anders können sollen, als eine bessere Welt mitzuschaffen (oder sie zumindest nicht zu verhindern). Der gesellschaftlich-strukturelle Versuch will politisch eine gerechtere Welt durchsetzen, die zwangsläufig verständige, für eine gerechte soziale Ordnung einstehende Menschen hervorbringen soll. Der pädagogische Versuch verhinderte nicht die nationalsozialistischen Konzentrationslager, der gesellschaftlich-strukturelle nicht den stalinistischen Terror. Solche Versuche werden unzureichend bleiben, weil immer gesellschafts-politische Konstellationen entstehen können, in denen die Inszenierung des sozialen Super-GAU's die effektivste Durchsetzung der eigenen Interessen zu ermöglichen scheint. Immer wird es ein Selbstmord-Unternehmen bleiben, in dieser Situation den politisch Handelnden in den Arm fallen zu wollen mit Argumenten der Menschenfreundlichkeit und der Vernunft. Immer wieder wird der Kampf von politischen Interessenlagen sadistische Knechte des Systems (wie den Gymnasiumsabsolventen Göth), schillernde Querschläger (wie den Gymnasiumsabsolventen Schindler) und – sowieso – Opfer (wie den Gymnasiumsabsolventen Levi) hervorbringen.

*...die Hornisse, die nach dem Eindunkeln die Aussenlampe unserer Wohnung mit tiefem Brummen zu umfliegen beginnt, während wir uns darunter am massiven Holztisch auf die verzwickte Zweier-Patience, die «Schikanös», zu konzentrieren versuchen...*

*Listige Hilfsgeräte.* – Ein Gleichnis von Dschuangse (100ff; auch Schwarz zitiert es in den Kommentaren zum «Daudesching» teilweise, 163): Dsegung, ein Schüler des Konfuzius, begegnet auf einer Wanderung einem Mann, der mit einem unrationellen Bewässerungssystem «eine grosse Arbeit mit einem sehr kleinen Ergebnis» leistet. Dsegung spricht den Mann an und empfiehlt ihm als technische Neuerung eine «Ziehstange» (resp. einen «Brunnenschwengel» in der Übersetzung von Schwarz), mit der (resp. dem) er sein Land «mit ganz geringer Mühe [...] hundertfach bewässern» könne. Der Mann antwortet, er kenne solche Geräte wohl, würde sich jedoch schämen, sie zu benutzen, denn wer «listige Hilfsgeräte» brauche, sei auch

listig in Geschäften und habe List im Herzen, könne weder rein noch unverderbt sein und sei deshalb «ruhelos im Geiste», und «die ruhelos im Geiste sind, in denen kann Dau nicht wohnen». Offensichtlich lässt Dschuangdse in seinem Gleichnis den Konfuzianer Dsegung, im Sinn seiner Lehre einer praktischen Vernunft zugeneigt, auf einen dauistischen Fundamentalisten treffen, der ethisch-moralische Bedenken höher gewichtet als den materiellen Vorteil, der sich aus effizienterer Arbeit ergibt – lehrte nicht Laudse: «so viele werkzeuge es gibt, gebraucht sie nicht!» (130)]?

Zweifellos war für den verstockten Wasserschöpfer im Sinn der Lehre des Laudse die neue Technologie, die er kannte, aber ablehnte, eine praktische Umsetzung von zwar vorhandenem, aber «falschem» Wissen. Er verabschiedet sich von Dsegung, als sich dieser auch noch als Schüler des Konfuzius zu erkennen gegeben hat, entsprechend unfreundlich: «So seid ihr [...] einer von denen, die ihr Wissen ausdehnen, um als Weise zu erscheinen; die grossreden, um sich über die Menge zu setzen. (...) Ihr aber vermögt Euch selbst nicht zu regieren und wollt die Welt regieren? Geht Eures Wegs und stört meine Arbeit nicht länger.» – Auch das WoZ-Kollektiv hat einmal leidenschaftlich um «listige Hilfsgeräte» gestritten: 1986, in der «Computerdebatte», bei der es um die Einführung von elektronischen Texterfassungsgeräten ging. Der Streit führte zu einer veritablen Spaltung, verlief also so unversöhnlich wie zwischen Dsegung und dem Wasserschöpfer. Allerdings setzte sich in Zürich die «konfuzianische» Fraktion durch, zu der ich mich als gemässigtes Mitglied zählte und die die journalistisch professionell und politisch pragmatisch Denkenden vereinigte. Ihr gegenüber standen als «dauistische» Fraktion jene, die das politische Denken strikt über das journalistisch-professionelle stellten, deshalb Fragen des Markts und der Arbeitseffizienz strikt ignorierten und sich ihrer Ausrichtung nach als linksradikal antiimperialistisch verstanden. Zu ihrem Argumentarium gegen die «Computer» gehörte unter anderem der Hinweis, Computer seien Herrschaftstechnologie und solcher Technologie – gibt es eine andere, wenn von einer neuen die Rede ist? – sei Herrschaftswissen eingeschrieben (gemeint war die digitale, zweiwertige Ja-Nein-Logik, nach der diese Geräte funktionieren). Dieses Wissen übertrage sich sozusagen schleichend auf die Anwendenden, mache sie so zum Teil des Herrschaftswissens (des «falschen Wissens») und korrumpiere sie deshalb ideologisch hoffnungslos. Dies war exakt das Argument des Wasserschöpfers in Dschuangdses Gleichnis: Die List des Hilfsgeräts infiltriert das Herz des Anwendenden, der dadurch selber «lis-

tig», verderbt, unrein, «ruhelos im Geiste» wird und so das «Dau», das heisst die «ideologische Reinheit», verlieren muss. Ich bin auch nach diesem «Computerstreit» in diesem Punkt gemässigter Konfuzianer geblieben (bei der Anwendung der Geräte für die journalistische Schreibe war ich danach gar einer der ersten des Kollektivs). Mein Argument: Die Formulierung «listiges Hilfsgerät» ist falsch, weil sie das Objekt des Hilfsgeräts zum Fetisch macht, mit einer Seele versieht, die es befähigt, nicht nur «listig» zu sein, sondern jene, die ihm zu nahe kommen, mit dieser List zu behexen; eine magische Vorstellung, die dort gefährlich wird, wo sie die Anwendenden ihrer Verantwortung als Handelnde enthebt, sie zu Behexten und insofern zu Nicht-Zurechnungsfähigen macht. Ich meine: Ein Hilfsgerät ist ein Hilfsgerät. Es diktiert in jedem Fall ganz bestimmte Arbeitsabläufe, eröffnet dafür aber neue produktive Möglichkeiten; die Verantwortung bei dessen Anwendung liegt vollständig bei den Anwendenden. Deshalb ist nicht von vornherein entschieden, ob das Herz beim Anwenden «listig» wird oder nicht. Mag sein, für den fundamentalistischen Dauismus aller Zeiten bin ich mit diesem Argument verloren.

*Nachtrag:* In seiner Reportage über den «Heringsfang» schreibt Egon Erwin Kisch um 1920: «Nirgends ist man so rückständig in der Technik des Fischfangs wie an der pommerschen Küste, und am allerrückständigsten sind die Leute von Rügen. Seit dem Mittelalter wird das Gewerbe auf gleiche Art ausgeübt. Nicht einmal Dampfer verwenden sie. Angeblich können in diesen Ostseewinkeln, da das Meer zu seicht, der Boden zu steinig ist, keine Dampfschiffe fahren. Mag sein! Warum aber haben sie keine Motorboote, die ihren aufreibenden Kampf mit der Flut mildern würden, warum benützen sie kein einziges der modernen Fangeräte, das ihre Einnahmen erhöhen würde? Inselbewohner sind immer konservativ.» («Der rasende Reporter», Berlin (Aufbau Taschenbuch Verlag) 1994, 211ff)

*Erfolgreiche Herzoperation.* – Heidi berichtet vom Telefongespräch mit ihrer Freundin, das sie vor dem Abendessen geführt hat: Deren Vater hatte sich, kurz bevor wir nach Italien abgereist sind, einer grossen Herzgefässoperation (Bie-pass) unterziehen müssen, heutzutage ein Pardestück der Spitzenmedizin – für den einwilligenden Patienten so oder so ein schwerwiegender existentieller Entscheid

(gelingt's, ist's die Leistung der Chirurgen, gelingt's nicht, war's Schicksal, Rechnung wird auf jeden Fall gestellt). Im Fall dieses immerhin 75jährigen Mannes gelang die Operation; dass er über den Berg sei, haben wir noch vor der Abreise vernommen. Die Fortsetzung der Geschichte erzählt Heidi jetzt: Nach etwa zweiwöchigem Spitalaufenthalt in Zürich sei der Rekonvaleszente in ein Kurheim an den Bodensee gereist. Dort sei mit ihm sofort ein Trainingsprogramm aufgenommen worden, wie es nach Lehrbuch für solche Krankheitsbilder vorgesehen sei: Der Mann habe als erstes einen einstündigen Marsch gemacht, dann sich, pflichtbewusst die Anweisungen befolgend, gleich noch für eine halbe Stunde aufs Velo gesetzt. Nachdem er sich danach ein wenig hingelegt habe, sei er beim Aufstehen zusammengebrochen, Hirninfarkt links, betroffen das Sprachzentrum, die rechte Körperhälfte gelähmt. Nun ist plötzlich alles wieder Schicksal, eine Prognose zum Zeitpunkt des Telefongesprächs nicht möglich. Heidi ist beim Abendessen am Holztisch sichtlich empört. Ihre Kritik: Erstens sei der Mann mit dem schematisch verordneten Trainingsprogramm höchstwahrscheinlich überfordert worden. Dass er sich vor der grossen Operation kaum mehr körperlich betätigt habe, hätte bekannt sein müssen. Zweitens sei dieser Rekonvaleszente für geschultes Personal sofort erkennbar in dreifacher Hinsicht Risikoträger für einen Schlaganfall gewesen: a) erhöhe gerade bei älteren Leuten reduzierte Mobilität und Bettlägerigkeit die Gefahr von Blutgerinnseln; b) werde dieses Risiko bei starken Krampfadern, wie in diesem Fall vorhanden, zusätzlich erhöht; c) sei bekannt gewesen, dass der Patient bereits früher unter Herzflimmern gelitten habe, einer schweren Störung, die ein weiteres Mal die Gefahr von Gerinnseln und Blutungen erhöhe. In einer solchen Situation, so Heidi, wären blutverdünnende Medikamente, wie sie nach solchen Operationen normalerweise verabreicht würden, dringend indiziert gewesen. Auf eine entsprechende Vorhaltung ihrer Freundin, ebenfalls einer erfahrenen Krankenschwester, sei ihr von zuständiger Seite beschieden worden, das Medikament sei deshalb nicht verabreicht worden, weil bei verdünntem Blut via die vorhandenen Hämorrhoiden starker Blutverlust zu befürchten gewesen wäre. Zweifellos kein sehr stichhaltiges Argument, denn im Gegensatz zu einem Hirnschlag kann die Medizin Blutverlust ziemlich problemlos behandeln. Ebenso zweifellos liegt jedoch die Behandlungsweise im Ermessen des zuständigen Arztes; von Kunstfehler kann nicht gesprochen werden. Dass im Kopf dieses Mannes, einem Textilindustriellen aus dem St. Galler Rheintal, möglicher-

weise mit einem Hirnschlag ein Teil der Persönlichkeit und eine ganze Weltgeschichte ausgelöscht worden ist – was kümmert's die Spitzenmedizin? Ihr Eingriff war erfolgreich.

*Der siebte Brückenpfeiler.* – Im dauistischen Misstrauen gegen das «listige Hilfsgerät» steckt möglicherweise schon jenes viel spätere, das sich von jeher gegen den schillernden «Fortschritt» gerichtet hat, weil dieser den Leuten immer gleichzeitig Gewinn und Verlust, Erleichterung und Erschwernis, Hilfe und Bedrohung, Lebensqualität und Todesquantität gebracht hat. Es hat in der abendländischen Moderne – viele Wege führen zu diesem Argument – kaum «Fortschritt» gegeben, der nicht zuerst und vor allem dem Fortschritt der (militärischen) Machterhaltung und -erweiterung gedient hätte. Im aufgeschlagenen Bericht von Dacia Maraini – zur Zeit Heidis Lektüre – lese ich zufälligerweise die Sätze: «Ein noch immer nicht gelöstes Rätsel: Die vollendetsten architektonischen Leistungen sind Töchter von Tyrannen und Schlächtern – Pyramiden, Tempel, Obelisken, Kirchen, Festungen, Türme, Schlösser, Paläste, Denkmäler. In ihnen vermählt sich die Schönheit mit dem Despotismus.»...

*Nachträglicher Einschub:* Im «Cleo»-Fragment lässt Jakob Bühner den Fabrikherrn Corrodi um 1830 die Notwendigkeit der Einführung von mechanischen Spinnmaschinen begründen und schliessen: «Verrückt bleibt nur, dass man all das, diesen Fortschritt, den Kriegsmachern verdanken soll!» (Jakob Bühner: Im Roten Feld 4. Ergänzungen und Materialien, Basel [Z-Verlag], 1987, 122.)

...Meine Lektüre im Moment: Ivo Andrics Roman «Die Brücke über die Drina». Darin sind zwei angesehene Bürger von Wischegrad gezeichnet, gläubige Mohammedaner, die dieses Misstrauen gegen den «Fortschritt» verkörpern, den die Österreicher seit der Okkupation Bosniens (und damit Wischegrads) 1878 vorantreiben. Da ist Schemsibeg Brankowitsch, für den «die Lebensform untrennbar und unbedingt mit dem Leben verbunden ist». Für ihn gibt es niemals Versöhnung mit den neuen Machthabern. Seit dem Tag des Einmarschs der österreichisch-



ungarischen Truppen geht er nur noch freitags in die Stadt, um in der Moschee das gemeinsame Gebet zu verrichten; er macht nirgends halt, «er spricht mit niemandem und blickt nicht um sich». In sein Haus kommt ihm «kein einziges Stücklein neuer Tracht oder Schuhwerks» und – nota bene! – kein «neues Handwerkszeug oder ein neues Wort». Seine Söhne dürfen keine Arbeit ergreifen, «die mit der neuen Obrigkeit verbunden ist», die Enkel schickt er nicht zur Schule. Durch diese Haltung verschafft er sich bei vielen «Türken» der Stadt Hochachtung und bei ihm zuhause gibt es Zusammenkünfte «jener, die, entschlossen, in ihrem Trotz bis zum Ende zu verharren, nicht gewillt sind, sich um irgendeinen Preis und in irgend etwas vor der Wirklichkeit zu beugen» (182f). Wie Dschuangdses Wasserschöpfer den konfuzianischen Neuerer Dseung trotz oder besser wegen dessen «aufklärerischen», «fortschritts»-gläubigen Argumenten praktischer Vernunft wegschickt, so möchte Schemsibeg Brankowitsch die Österreicher, die «Schwaben», wie man sie in Wischegrad nennt, wegschicken. Aber die bleiben, beginnen die Stadt zu verwalten, zu vermessen und zu verplanen, zu renovieren, auszubauen und zu elektrifizieren. Vor allem aber legen sie Hand an die Brücke über die Drina, an jenes Bauwerk, das der Wesir Mehmed Pascha um 1570 errichten liess, «zu Ehren Gottes und mit dem Willen Gottes» (286). Alihodscha Mutelewitsch – Andrics zweite «fortschritts»-kritische Figur – verfolgt die Aktivitäten der neuen Herrschaft mit «Pessimismus» und «bösen Vorahnungen», «die er selbst nicht zu erklären oder mit Beweisen zu stützen vermochte» (288). Ab und zu täuscht er sich mit seinen Befürchtungen, etwa wenn er das Wasser als «unrein» beschimpft, das in neuerlegten Eisenrohren über die Brücke in die Stadt geleitet wird (289). Aber schliesslich behält er recht: Die neuen Herren haben – getreu ihrem schillernden «Fortschritts»-Begriff – die Brücke nicht nur «gepflegt, gereinigt, die Fundamente ausgebessert, die Wasserleitungen herübergelegt, elektrisches Licht auf ihr angebracht», sondern sie haben auch den siebten Pfeiler mitten im Fluss ausgehöhlt und mit Sprengstoff gefüllt. Als Abschluss eines militärischen Rückzugs in den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs wird dieser Pfeiler von den Truppen gesprengt, als sei die Brücke «ein Fels in den Bergen und kein Vermächtnis, keine Stiftung und keine Schönheit»: «An das Festeste und Dauerhafteste haben sie gerührt und von dem genommen was Gottes ist. [...] Wer weiss, vielleicht werden diese Unmenschen, die mit ihrem Tun alles ordnen, putzen, ändern und zurechtmachen, um es sofort danach zu verschlingen und zu zerstören,

sich über die ganze Welt verbreiten, vielleicht werden sie aus der ganzen weiten Welt ein wüstes Feld für ihr sinnloses Bauen und henkerisches Vernichten machen, eine Weide für ihren unersättlichen Hunger und ihre unfassbaren Gelüste?» (442f).

Alihodscha Mutelewisch wird bei der Explosion von niedergehenden Trümmern schwer verletzt und, so endet das Buch, «hauchte in kurzen Stößen sein Leben aus» (444). Andrics Geschichte hat sich übrigens in den letzten Jahren in Ex-Jugoslawien mehr als einmal wiederholt. Zum Beispiel in Mostar: «La tradizione a Mostar viene sempre rispettata, anche se ad unire le due rive delle Neretva, là dove i turchi avevano costruito nel XVI secolo il famoso ponte dorso l'asino, c'è ora una passerella di latta e legno sospesa nel vuoto» («il manifesto», 18.8. 1994).

*...zu allen Tages- und Nachtzeiten arbeiten in den massiven Trägerbalken unserer kleinen Wohnung die Holzwürmer. Getreulich begleitet uns ihr knirschendes Ras-peln und Nagen und Schleifen...*

*Das Ende der Feldhasen am Potsdamer Platz.* – Unsere neuen Nachbarn, Sabine und Walter, ein Lehrerehepaar aus Berlin, erzählen beim Abendessen vom Potsdamer Platz, dem Zentrum der Hauptstadt des Dritten Deutschen Reichs, während der Weimarer Republik einer der verkehrsreichsten Plätze Europas, auf dem 1924 die erste Verkehrsampel Deutschlands aufgestellt worden sei, 1945 im Endkampf des Zweiten Weltkriegs weitgehend zerstört. Seit 1961 zog sich die Mauer quer über den Postdamerplatz, östlich davon wurden die Häuser abgerissen, mehrere hundert Meter breit erstreckte sich als Todestreifen sandiges Wiesland; seither hoppelten hier mitten in der Millionenstadt ungestört die Feldhasen. Seit dem Fall der Mauer Ende 1989 war dieses ganze Gebiet, das die Zentren des Kurfürstendamms im Westen mit dem von Friedrichsstrasse/Alexanderplatz im Osten verbindet, plötzlich wieder potentiell Stadtzentrum. Nun brach weniger die Zeit einer vernünftigen Stadtplanung, als vielmehr jene der ungebremsen privaten Initiative an, solvent und zur Stelle waren diesmal die Konzerne Sony und Daimler-Benz, die den Boden zu derart billigem Preis unter ihre Kontrolle gebracht hätten, dass sie später von der Europäischen Union zu Nachzahlungen verpflichtet worden seien. Statt einer gut durchmischten Zone mit Geschäfts-, Wohn- und Lebensraum entstünden deshalb nun

gigantische Konzernfilialen – offenbar soll der Platz ausser den Bürozeiten so tot bleiben wie vor 1989, nur ohne Feldhasen. «Sozialpolitisch katastrophal», sagt Walter.

*Nachtrag:* Selbstverständlich hält sich die Medien-Berichterstattung über das zusammenwachsende Berlin nicht mit Feldhasen auf. Das Gebiet um den Potsdamer Platz sei heute ein «Experimentierfeld für Architekten, Exkursionsziel für Stadtplaner, Eldorado für Bauunternehmer», denn es gehe um nichts weniger als «die Neuordnung des Zentrums einer Weltstadt». Geplant werden 19 Gebäude mit 340000 Quadratmetern Bruttogeschossfläche, zur Hälfte Büroräumlichkeiten; dazu Wohnungen, eine 170 Meter lange Einkaufspassage, ein Kino-Center mit 3200 Plätzen, ein Musicaltheater und so weiter. Als Grossbauherren unter anderen investieren Daimler-Benz 3,7 Milliarden, Sony 1,3 Milliarden Mark («Bund», 6.3.1995).

*...Heidi bringt aus dem Hühnerstall ein vor wenigen Tagen geschlüpftes Küken, am rechten Bein verletzt und deshalb offenbar nicht mehr ans Wasser und die Körner herangekommen. Wir legen's in eine Schuhschachtel, wo es mehr tot als lebendig auf der Seite liegenbleibt. Später trinkt es etwas Wasser, pickt einige Körner. Am nächsten Tag steht es bereits, an die Schachtel gelehnt, auf dem gesunden Bein, pipsend. Wieder einen Tag später beginnt es auf dem gesunden Bein zu hüpfen, wir setzen es, wegen der Katzen unter strenger Aufsicht, für erste Gehversuche in die Wiese, wo es balancierend, torkelnd, hüpfend Gräser zupft und gar einen kleinen Wurm aufstöbert und verschluckt; zum Ausruhen hüpfte es in den Schatten meiner Beine, unter meine Fittiche sozusagen. Tags darauf haben wir es in den Hühnerstall zurückgebracht, wo es bei seiner Mutter zu gedeihen scheint: Zwar ist es erst halb so gross wie das gleichzeitig geschlüpfte Geschwister, aber bereits versucht es, hüpfend und flutternd, das lädierte – mag sein: gebrochene – Bein vorsichtig aufzusetzen...*

«*Der Priester und die Schweine*». – So heisst ein Gleichnis von Dschuangse: Ein Opferpriester hält Zwiesprache mit den Opfertieren, Schweinen im Koben. Er rühmt ihnen die Vorteile, die sie als Opfertiere geniessen, wechselt dann in seinem Monolog den Gesichtspunkt und führt Vorteile an, die es mit sich brächte, nicht Opfertier sein zu müssen, um dann zu schliessen: «Aber um Ehre zu gewinnen, wird jeder gern auf dem Kriegsschild oder im Korb des Henkers sterben.» Lakonisch resümiert Dschuangse: «So verwarf er den Gesichtspunkt der Schweine und nahm seinen eigenen Gesichtspunkt an. Inwiefern war er dann von den Schweinen verschieden?» (136f) Der Unterschied zwischen Priester und Schweinen ist der, dass der Priester die Macht hat, die Schweine zu schlachten (die Schweine hingegen – wie alles Schlachtvieh zu allen Zeiten – noch nicht einmal begreifen, dass sie geschlachtet werden sollen). Nicht «verschieden» sind die als «Gesichtspunkte» vorgebrachten Argumente: Sie sind gleichermassen Interessenlagen in einem «politischen» Raum. Es gibt im politischen Raum keine – im Sinn von «richtig» und «falsch», «wahr» und «unwahr» – verschiedenen Haltungen, es gibt ausschliesslich Interessenlagen, die sich durchsetzen oder nicht. Wird «Wahrheit» und «Richtigkeit» trotzdem angeführt, so sind sie ideologischer Schein und dienen zur Legitimierung einer Interessenlage. Pointiert: Wer in der Politik von «Wahrheit» spricht, lügt. Wer jedoch in der Politik vorsätzlich lügt, lügt nicht, sondern wendet eine bestimmte Strategie zur Durchsetzung der eigenen Interessenlage an. Was es in der Politik einzig gibt, sind Gründe, die für oder gegen etwas sprechen (siehe die Abwägungen des Opferpriesters). Ob sie im einzelnen nachprüfbar Tatsachen entsprechen oder nicht, ist unerheblich, denn in ihrer Summe sollen sie ja nicht der «Wahrheit», sondern der Begründung der Interessenlage dienen. Es gibt nur ein Kriterium, dem Argumente im politischen Raum mit Vorteil entsprechen: Sie müssen so gebaut sein, dass sie innert nützlicher Frist ohne unverhältnismässigen Aufwand an Abklärungen nicht widerlegt werden können. Merke: Was Schweine oder Priester in der politischen Arena vorzubringen haben, ist viel weniger wichtig als die Antwort auf die Frage, wer wen aufgrund der Machtverhältnisse als ultima ratio zur höheren Ehre der «Wahrheit» opfern könnte.

*...seit wir hier sind, sind die Tage abends um mehr als eine halbe Stunde kürzer geworden. Hochsommerlich blieben die Mittagsstunden. Am Nachmittag steht die*

*Sonne jetzt niedriger über den Baumwipfeln; immer länger werden gegen Abend die Schatten der Bäume...*

*Wir beide im Himmel, du weisst schon!* – Früh mit den Fahrrädern zum Bahnhof von Bucine. Mit dem Zug nach Florenz. In der Gegend von Pontassieve ein morgendlicher Gewitterregen. Am Hauptbahnhof dann trocken und schwül, später schnell heiss. Stadtbesichtigung ohne Programm. Ich komme heute zum ersten Mal über diesen Bahnhof hinaus, weil ich mich, nicht nur in Florenz, nie gross für die touristische Besichtigung offizieller Stadtansichten interessiert habe. Dieser Ausflug ist ein Geburtstagsgeschenk für Heidi. Sie kennt von zwei, drei früheren kurzen Aufenthalten her einiges und führt mich durch schmale Gassen Richtung Universitätsviertel, dann zum Dom, im Strom der Touristen und Touristinnen zum einen Portal hinein – die Mosaik auf dem Boden ornamentale Perspektivenspiele, Brunelleschis berühmte Kuppel mit Tüchern verhängt: Steinschlaggefahr? –, zu einem anderen wieder hinaus, durch schmale Gassen weiter zum Palazzo Vecchio (davor hinter Schwärmen von Kunstbeflissenen die Marmorfiguren: genau wie auf den Fotos), dann die Jahrmarktstimmung um die Schmuck- und Lederwarenläden auf dem Ponte Vecchio (unten im hellgrünen Wasser des Arno schwimmen Fische), durch eine Seitenstrasse hinauf zum mächtigen Renaissance-Fort (am Weg, arg heruntergekommen und in diesem Jahrhundert wohl noch nie renoviert, das niedrige Wohnhaus von Galilei: eben geht, vom Einkauf kommend, ein mühsam die Strasse emporsteigendes altes Paar hinein), oben auf den Zinnen der imposanten militärischen Anlage der Blick über das Häusermeer der Stadt – Heidi sagt: «Irgendwo da unten sterben in diesem Augenblick Menschen, irgendwo kommen Menschen zur Welt und irgendwo werden Menschen gezeugt» – und über die in der Mittags-hitze flirrende grüne Hügellandschaft. Dann hinunter zum protzigen Palazzo Pitti, in dem allerhand unsterbliche Kunst besichtigt werden kann (wir kapitulieren vor den touristischen Kolonnen, bevor wir uns bis zum Kassenhäuschen vorgekämpft haben). Spaziergang durchs Quartier, auf der Piazza Santo Spirito flüchten wir vor der dunstigen Hitze unter die Sonnenschirme der «Antica trattoria Oreste» zum Mittagessen (einige Häuser weiter an einer Hausmauer ein auffälliges Monument: drei manngrosse, senkrecht aufschliessende Bronzeflammen – Heidi nennt sie «phallisch» – die sich als Mosaik auf dem Trottoir fortsetzen, dazu eine Inschrift-

tafel, hier sei einige Tage vor der Befreiung von Florenz, am 7. August 1944, der regionale kommunistische Führer der Partisanen – den Namen habe ich nicht notiert – erschossen worden): Crostini, ravioli, insalata mista, dazu acqua con gas und caffè. Rückweg auf Umwegen zum Bahnhof: Zuerst schwemmt es uns in das Baptisterium neben dem Dom (die Weitgereisten – froh um den Schatten – stehen sich auf den Füßen, und ganze Horden von Videokameramännern – es gibt Dinge, die sind Männersache – filmen von der vielhundertjährigen Blattgoldkunst herunter, was sie herunterkriegen). Dann weiter zum Dante-Haus, das zu einem kleinen Museum ausgebaut ist (an der Fassade flattert die italienische Fahne: zum Staatsdichter gemacht von einem Staat, den sich Dante so nicht vorstellen konnte), ein mehrstöckiges Haus mit hohen Räumen, einer wunderschönen Loggia im obersten Stock und mit all den mehr oder weniger bekannten Dante-Darstellungen an den Wänden (das gelbe, kantige Gesicht mit der imposanten Hackennase und den schmalen, im Alter verkniffenen Lippen, dazu natürlich die rote Kappe – ein Sujet, das sich Dynastien von Künstlern durch die Jahrhunderte immer wieder gegenseitig abgemalt haben), das Gedränge hier mässig (auch ein solcher Poet ist für den Massentourismus nur ein kleines Geschäft), der Eintritt beträgt 5000 Lire. Übrigens ist Dante von Florenz am 10. März 1302 lebenslänglich verbannt und am 15. Oktober 1315 in Abwesenheit zum Tod verurteilt und für vogelfrei erklärt worden. Viel später hat sich die Stadt Florenz mehrmals vergeblich um die Gebeine des Dichters bemüht. Dante Alighieri liegt in Ravenna begraben. – Auch hier hat mich den ganzen Tag das Problem der Fetischisierung beschäftigt, diesmal die «Fetischisierung des versunkenen Orts». Florenz war ja, wenn ich meinem zufälligen Bücherwissen trauen kann, eine aufsteigende und blühende Stadt bis zur Renaissance, damals ein politisches und kulturelles Weltzentrum (wobei Welt damals allerdings nicht viel mehr meinte als Europa), danach ist sie ganz allmählich auf ihre wirkliche Grösse zurückgeschrumpft: zu jener der Regionshauptstadt der Toscana mit zirka 420000 Einwohnern. Doch seit hunderten von Jahren strömen nun die Heere der Bildungsbeflissenen unverändert in diese Stadt: Haben nicht hier die Guelfen mit den Ghibellinen gestritten, die Medici residiert? Haben nicht hier Galilei, da Vinci und Michelangelo gearbeitet? Dante, Machiavelli und Tasso geschrieben? Wurde nicht hier Savonarola verbrannt? Ist nicht durch diese Gasse – zur Zeit, als eben die ersten Eidgenossen aufs Rütli paddelten – die holdselige Beatrice Portinari dort drüben zur

Kirche geschritten, und hat als unerreichte, unsterbliche Muse dem Dichter Dante, der ungefähr hier oder hier gestanden haben muss und schon seit fünfviertel Stunden vor sich hinschmachtete, einen vielsagenden Blick zugeworfen – «Wir beide im Himmel, du weißt schon!» –, sodass er danach gestärkt die paar Schritte zum Haus zurück wandelte und sofort verklärten Blickes auf Teufel komm raus einige unsterbliche Verse zu Pergament brachte? Dieses andächtige Beschreiten der sinnträchtigen respektive bedeutungsschwangeren Steinplatten, auf dem die Idole der eigenen Bildungsbeflissenheit geschritten sein müssen, dieses beeindruckt Jahreszahlen und Namen murmelnde Betreten von Räumen, die vor mehreren hundert Jahren von Menschen betreten worden sein könnten, die von der Nachwelt durch fleissiges Vorsichhinmurmeln von Jahreszahlen und Namen unsterblich gemacht worden sind – diese bornierte Beflissenheit der Gebildeten, diese dumme Ignoranz des interkontinentalen Massentourismus, dieses hoffnungsfrohe Wittern von Fastfoodtranszendenz zwischen Marmordavid und Rindfleischhamburger; diese Hoffnung, irgend etwas zu spüren, zu erleben, zu erfahren, gleichsam initiiert zu werden – ist das nicht wieder der gleiche Rückfall in magisches Denken, wie wenn andere einem «Hilfsgerät» Listigkeit zuschreiben? Das Beleben des Unbelebten, weil das bewusste Wahrnehmen seiner realen Leere nicht erträglich wäre: Das will «Fetischisierung», hier also jene von versunkenen Orten. Aber was hier heute wirklich, das heisst für mich wahrnehmbar, der Fall ist, ist ja eigentlich nichts als der Alltag in einer bemerkenswert heruntergekommenen italienischen Altstadt (ihre dauernde Renovation im Wettkampf mit der dreckigen Luft und dem sauren Regen wäre mit Sicherheit nicht zu bezahlen), dazwischen wie Fremdkörper die für den Massentourismus mehr oder weniger gut erhaltenen Sehenswürdigkeiten. Was weiter der Fall ist: Falscher Bombenalarm in der Via Nazionale gestern Abend, die Strasse zwischen 22 und 24 Uhr gesperrt, der anonyme Sprecher, der die Feuerwehr warnt, bezeichnet sich als Mitglied der «nuclei comunisti combattanti». Bei einem Anschlag vor einigen Tagen ganz in der Nähe waren von der gleichen Gruppierung ausgerechnet zwei funktionierende englische Handgranaten aus dem Zweiten Weltkrieg in einem Abfallkübel deponiert worden: merkwürdige Kommunisten. Was weiter der Fall ist: Die Wolkentürme über der gestauten Hitze, als sich jetzt, am späten Nachmittag, der «Locale» im Bahnhof von Florenz in Bewegung setzt und ein sanfter Fahrtwind erste Kühlung bringt.

*...heute, beim Aufstehen, erstmals keine Sonne, sondern neblig, kühl und ein wenig feucht. Innert einer Stunde hat die Sonne jedoch die letzten Nebelreste weggebrannt, der Himmel nun wolkenlos, von Tag zu Tag ein bisschen dunkler blau...*

*Insektenkrematorium.* – Abendessen mit Marco und Jolanda im Restaurant «Nuvole bianca» in Levane. Wir sitzen im Garten, der ganz von Sonnenschirmen überdacht und von weissem Neonlicht ausgeleuchtet ist. Nach dem Essen – ausgezeichneten Pizze, die hier auf hauchdünn ausgewalltem Teig serviert werden – macht mich Marco auf eine merkwürdige Installation aufmerksam, die in einiger Entfernung an der Wand befestigt ist und jetzt von einer Gruppe fasziniert starrer, hochdeutsch sprechender Kinder umstanden wird, die mit ihren Eltern ebenfalls hier essen. An der Wand hängt ein rechteckiger Kasten mit einer hellen, bläulichen Neonröhre und davorgespannten, feinen Drähten. Ab und zu ist im Bereich dieser Drähte ein heller Blitz zu beobachten, der vom «Klack» eines kleinen, elektrischen Stromschlags begleitet wird. «Ein Insektenkrematorium», sagt Marco. Die Lampe ziehe die Tiere an; sobald sie jedoch einen der feinen, elektrisch geladenen Drähte streiften, verglühten sie. Eine effiziente und restlose Beseitigung von Schädlingen also, eine technisch saubere Lösung. Die Nazis fanden ihre technisch beste Lösung im Zyklon B (ebenfalls kombiniert mit Kremation), nachdem sich Massenerschiessungen und CO<sub>2</sub>-Vergasungen als zu ineffizient erwiesen hatten. Ob Insekten hier oder «Volkschädlinge» dort: Industrielles Töten ist immer auch Töten ausserhalb oder jenseits moralischer Kriterien, die nur zur Beurteilung von einzelnen Fällen wirklich taugen. Bei der massenhaften Vernichtung wird keine Schuld nachgewiesen, das Todesurteil ergibt sich aus der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse, respektive Klasse, respektive hier Spezies, der Rest ist ein technisches Problem (analog der industriellen Fleischproduktion). Wie anders das vorindustrielle Töten eines Menschen, das Ivo Andric darstellt: Dort wird (um 1570) der Saboteur am Bau der Brücke über die Drina, Radisaw aus Unishte, der nach dem dritten Jahr Fronarbeit befürchtet, dass «uns dieser Bau zugrunde richten und verschlingen wird» (36), nach seiner Gefangennahme gepfählt: Ein zugespitzter, vorn mit einem Eisen beschlagener, mit Talg gut eingefetteter Eichenpfahl wird dem mit gespreizten Beinen Liegenden mit einem hölzernen Hammer durch den mit Messerschnitten erweiterten Anus getrieben, solange, bis die Eisenkappe des Pfahls beim rechten Schulterblatt wieder aus dem



Körper tritt, und so vorsichtig, dass dabei kein lebenswichtiges inneres Organ stark verletzt wird (54ff). So tritt der Tod erst mehrere Stunden nach der Pfählung ein. Töten als Kunsthandwerk, als auf dem obersten Baugerüst aufgerichtetes, warnendes Exempel an die murrenden Bauarbeiter und Bewohner der Stadt Wischegrad, als rituelles Aus-der-Welt-Schaffen des Bösen. Die Entwicklung vom Kunsthandwerk zur industriellen Massenproduktion des Tötens hat einerseits wohl zum nachhaltigen Zerfall der Moral als gesamtgesellschaftlicher Instanz geführt (Moralfragmente halten sich – dispers und unverbunden und nicht selten sektiererisch radikalisiert – in Nischen der Gesellschaft. Eine davon ist die Institution Papst, dessen unentwegter Kampf um die moralische Hegemonie in der Weltgesellschaft – wie zur Zeit seine Verlautbarungen gegen die Empfängnisverhütung im Hinblick auf die bevorstehende Weltbevölkerungskonferenz in Kairo – eine moralische Don-Quichotterie ist). Andererseits führt die Entwicklung unter dem Aspekt der Revolutionierung der Produktionsmittel gleichzeitig zur Wohlfahrtsgesellschaft der Moderne. Auch hier wieder: Kein technischer «Fortschritt», der nicht zugleich Fortschritt (militärischer) Machterhaltung gewesen wäre. (Jetzt – ich bin vorhin vor der Mittagshitze in die Kühle der kleinen Wohnung geflüchtet, um an diesen Notizen weiterzuschreiben –, versucht Heidi mit der Plastik-Fliegenklappe eine Wespe, die hartnäckig von innen gegen das Glas des geöffneten Fensters anfliegt, so aufzuscheuchen und vorwärtszuschubsen, dass sie den Weg ins Freie findet. Schliesslich gelingt's.)

*Zur Verhaftung von Mauro Rossetti Busa.* – Neues zu den Bombenalarmen in Florenz: Die Carabinieri beschuldigen den 36jährigen Mauro Rossetti Busa, den sie als «Pyromanen mit labiler Persönlichkeit» bezeichnen, die falschen Alarme in der Via Nazionale (und tags darauf, als wir in Florenz unterwegs gewesen sind, im Sitz der RAI Toscana) inszeniert zu haben, letzteren im Namen der «Nuclei proletari di resistenza e attacco». Rossetti sei der Polizei seit Jahren bekannt, weil er Brände gelegt und sich in «lettere farneticanti», in irrwitzigen Drohbriefen, jeweils hinter unwahrscheinlichen Abkürzungen von terroristischen Gruppierungen versteckt habe. Er sei identifiziert worden, weil seine auf Tonband aufgezeichnete Stimme erkannt worden sei. Mit Rossettis Verhaftung ist allerdings das Problem nicht gelöst: Bereits ist ein weiterer (falscher) Alarm eingetroffen und unklar ist, wer einige Tage zuvor die beiden englischen Handgranaten aus dem Zweiten Weltkrieg mitten in Florenz in

einem Abfallkübel deponiert hat. Da die Polizei solche Granaten noch nie bei terroristischen Gruppierungen der Linken, wohl aber im Rahmen von Antimafia-Aktionen gefunden hat, geht sie davon aus, dass sich hinter den «Nuclei combattanti comunisti» die Mafia verstecken könnte: «Wenn diese Mafia-Hypothese richtig ist, müssen diese scharfen Sprengkörper vor der ‘Standa’ [einem grossen Warenhaus, fl.] als symbolische Gesten interpretiert werden, als eine Warnung vermutlich direkt an Präsident Silvio Berlusconi, den Besitzer der ‘Standa’, und an Innenminister Roberto Maroni, der eben zu einem Besuch in Florenz eingetroffen ist.» («La Repubblica», 20.8.1994)

*Dünnere Haut.* – Der Panzer Alltag besteht aus der Gleichförmigkeit von Abläufen, der Regelmässigkeit von Belastungen, aus der Ablenkung von sich selbst durch entfremdete Beanspruchungen, aus pünktlich sich einstellender Müdigkeit. In diesen Panzer von dämpfenden Unbewusstheiten eingeschlossen schläft man traumlos von Alltag zu Alltag. Ist er plötzlich nicht mehr da, hier in «La Fornace» zum Beispiel, kriegt dieser Panzer Risse, dringen Welt und Leben um eine Nuance direkter, unvermittelter, unvorbereiteter in mich ein. Diese kleine Verschiebung der Perspektive verändert die Wahrnehmung von Innen- und Aussenwelt. Nachts träume ich mehr, auch Beängstigendes, zum Beispiel von einem Gespenst, das sich in der Matratze, auf der ich liege, rüttelnd bemerkbar macht (Heidi weckte mich und fragte, was ich derart zu stöhnen hätte); und tagsüber ab und zu plötzlich eine flüchtige Wolke von Angst, Trauer und Melancholie (ein Blick in den Spiegel, die Haare gelichtet, die Schläfen angegraut, jetzt sehe ich ungefähr so aus wie mein Vater ausgesehen haben muss, als ich bewusst zu sehen begann. Nun wäre ich, nach einem sehr weiten Weg, bereit, jung zu sein.) Dieses leicht verschobene Körperbewusstsein unterstützen Heidi und ich mit einer Reihe von Meridian-Dehnübungen, die wir jeden Morgen nach dem Aufstehen draussen auf der Wiese machen – zum Auftakt und Abschluss je einige Male eine Übungsabfolge, die wir «Sonnengebet» nennen. Regelmässig pflege ich hier meine Füsse, schleife mit einem Bimsstein die Hornhaut weg, massiere mit Salben, pinsle einen Lack auf die grossen Zehennägel gegen den Pilz, der sie seit Jahren langsam aber sicher zerstört. Plötzlich nehme ich wieder bewusster wahr, dass ich einen Körper habe, dass er dauernd Signale sendet, von denen ich viele gar nicht verstehe: lauter kleine Beunruhigungen. – Heidis dünnere

Haut: Ihre kleine Beunruhigung ist geblieben, gestern um die Mittagszeit waren die Drüsen unter beiden Kiefern druckempfindlich, sie befürchtete Fieber, kontrollierte ihre Körpertemperatur, kam dann jedoch trotzdem zum Weiherbad mit. Heute morgen ist sie mit Jolanda, Gavino und Salome nach Verona abgereist, wo sie die beiden Kinder Marcos Eltern für einen Ferienaufenthalt in der Schweiz übergeben wollen. Als sie um viertel vor sechs, in der Morgendämmerung, mit dem Auto weg-fahren, die schwarzen Bäume vor dem sich rötenden Himmel, der schwere Duft nach Wald und Sommer vor dem Haus. Später helfe ich, bis die Hitze kommt, Marco im verwilderten Garten beim Jäten.

*...am Graben, der sich als linke Begrenzung der Wiese vom Weiher hinunter zum Haus zieht, stehen drei Nussbäume am Waldrand, weiter unten mehrere niedrige Feigenbäume, hinter dem Hühnerstall einige hohe Sträucher mit rotem Holunder (letzthin haben wir gepflückt, was erreichbar war und einen Morgen lang die Dolden abgebeert; Jolanda und Heidi haben daraus mehrere Dutzend Kilo Konfitüre für den Verkauf gemacht)...*

*Der eingebrannte Schatten.* – Nun habe ich mir bei Heidi Dacia Marainis Bericht über die zerstückelte Frau «Isolina» geborgt und gelesen: Isolina ist eine junge Frau aus kleinen Verhältnissen in Verona, die sich im Spätherbst 1900 mit dem Zimmerherrn, dem aus nobler Udineser Familie stammenden Leutnant Carlo Trivulzio einlässt und von ihm schwanger wird. Ihr Tod während der Schwangerschaft wird zum nationalen Justizskandal. Wahrscheinlich ist, dass sie in einem Offizieren vorbehaltenen Hinterzimmer einer Trattoria von den anwesenden Offizieren nackt ausgezogen und auf einen Tisch gelegt worden ist. Weil sie beim anschliessenden soldatischen Versuch, das Kind mit einer Gabel abzutreiben, vor Schmerzen zu laut schreit, wird sie mit Tüchern erstickt und anschliessend fachmännisch in mehrere Teile sezirt. Die Fleischstücke werden in Säcke abgefüllt und in die Etsch geworfen (die Eingeweide, an denen sich allenfalls der Abtreibungsversuch hätte nachweisen lassen, verschwinden spurlos). Vor Gericht wird schliesslich nur der sozialistische Redaktor Mario Todeschini verurteilt, der in dieser Sache hartnäckig recherchiert und die korrupte Offizierskaste immer wieder öffentlich angegriffen hat. Maraini

kommentiert Isolinas Beseitigung so: «Es ist nicht einfach, ein Leben aus dem Leben zu streichen. Irgend etwas bleibt immer übrig, etwas Unbeugsames, Unzerstörbares, etwas, das sich der Auslöschung verweigert. Die Nazis wussten das sehr wohl; auch ihnen ist es nicht gelungen, die Leichen der Juden vollkommen zu eliminieren. Sie probierten täglich neue Methoden aus: Die einen hielten Feuer für das beste, aber Feuer ist langsam, und die Verbrennungsöfen kosteten viel Geld; andere schworen auf ätzende Säuren; wieder andere schlugen vor, die Leichen zu begraben; und noch andere Löschkalk. Aber Knochen blieben, wenn auch nur bruchstückweise, und legen Zeugnis ab von einem Körper, der einmal gelebt hat.» (53) Die technisch saubere Lösung des Tötens beinhaltet nicht nur die effiziente Exekution, sondern vor allem die restlose Kadaverbeseitigung (nur der Mord ohne Leiche ist ein perfekter Mord). Noch der Schatten eines menschlichen Umrisses klagt an: Ich erinnere mich an eine Fotografie aus Hiroshima oder Nagasaki; sie zeigt nichts als einen in eine Mauer eingebraunten dunklen Schatten mit menschlichem Umriss – das einzige, was von einem Menschen nach der Explosion der Atombombe übriggeblieben ist.

*Unmerkliche Beunruhigung.* – Nun, einige Tage vor der Abreise, über diesen Notizen sitzend plötzlich das Gefühl, dass mich das Gewicht der eigenen Schultern ganz langsam in den Boden hinunterdrücke: Unmerklich beginnt das Versinken. Einen halben Gedanken lang denke ich an das Spätsommersgespenst, das mich in anderen Jahren um diese Zeit schon öfter besucht hat.

*...riesengross und orangerot steigt der Mond in der Abenddämmerung über die schwarzen toscanischen Hügel empor. Später übergiesst er die ganze Wiese mit seinem weiss-blauen Licht, so dass wir lange Schatten werfen, als wir zum Weiher hinaufgehen und uns dort auf den Boden setzen, um dem Mond zuzuschauen, wie er vor dem Lichtgewimmel des Sternenhimmels langsam emporsteigt...*

#### fragment IV

...und die kämpferinnen des kalten feuers? verbrannt  
die sänger des drehtürenspiels? verstummt

die augentänzerinnen und lichtkoserinnen? versunken und versengt  
 aber die unsterblichen geländergänger? abgestürzt alle  
 empfindungslos brennt die sonne vorwärts  
 zurückbleiben wozu? niemand folgt nach  
 (bloss die haut wird empfindlicher jahr für jahr)...

*...wenn eine der sporadischen Windböen durch den Wald herunterfährt, ist hügel-  
 aufwärts das Rauschen zu hören, lange bevor am Waldrand der Windstoss vor  
 dunkelblauem Himmel die Zweige der Bäume in die Höhe wirft...*

*Die Pfanne auf dem Küchenboden.* – Gespräch mit dem neuen Nachbarn Othmar nach dem Abendessen unter Sternenhimmel (ab und zu rauschen weiter drüben die Pappeln in einer Windböe auf). Er erzählt vom plötzlichen Tod seines Vaters, eines erst 47jährigen Lokomotivführers, der während eines freien Sonntags einen derart hartnäckigen und beängstigenden Schmerz im linken Arm verspürt, dass er im Lexikon nachzulesen beginnt und dann zu seiner Frau sagt, nach allem, was er da lese, könne man fast meinen, es sei ein Herzinfarkt im Anzug. Für den folgenden Tag, an dem er Frühschicht hat, entschliesst er sich, zwar die erste Fahrt nach Dienstplan zu machen, danach aber einen Ersatz zu verlangen, um zu einem Arzt gehen zu können. Am andern Morgen bricht er nach dem Aufstehen in der Küche mit der Pfanne in der Hand tot zusammen. Othmar, damals sechzehn, ist an jenem Morgen im Welschland, wo er auf einem Bauernhof seine Ferien verbringt. Als der Anruf kommt und ihm sein Bruder die schlimme Nachricht mitteilt, fühlt er sich schlagartig wie mit einem Vorhang von der Welt abgetrennt. Mit dem Bauern spricht er sich ab, dass er vor seiner Rückfahrt nach Hause noch die Tiere auf die Weide bringen und frühstücken werde. Unterwegs mit den Tieren reisst plötzlich dieser Vorhang, der ihn umgibt, und er wird mit der Gewissheit erfüllt, dass sein Vater nicht tot sei, sondern bloss eine Reise angetreten habe, von der er nicht mehr zurückkehren werde. Diese Gewissheit habe ihn an jenem Tag auch nicht verlassen, als er zu Hause vor dem Totenbett gestanden habe. Später ist sie ihm zur gläubigen Zuversicht geworden. Nach der Lehre als Hochbauzeichner hat er deshalb eine Ausbildung zum Katecheten gemacht; in diesem Beruf arbeitet er bis heute. Das Gespräch streift dann die Bücher

von Elisabeth Kübler-Ross, die vor allem deshalb bekannt wurden, weil darin tröstliche Jenseits-Visionen und -Erfahrungen von Reanimierten aufgezeichnet sind. Diese sind für Othmars Jenseits-Konzeption offenbar wichtig und etwas verunsichert sagt er, er habe gehört, es gebe auch ein Buch mit erschreckenden Aussagen von zurückgekehrten Menschen. Wir befassen uns nicht mit solchen Büchern, aber Heidi erzählt, dass sie als Gemeindeschwester allerdings Menschen habe «nicht schön» sterben sehen, sondern schreiend, mit leeren, aufgerissenen Augen, sich an alles klammernd, was in der Nähe gewesen sei. Ich habe keine Erfahrungen und schweige. Anderntags führt Jolanda Heidi und mich im Auto nach Montevarchi auf den Wochenmarkt (wir kaufen unseren Reiseproviand für die bevorstehende Rückreise in die Schweiz, Heidi findet ein Paar elegante, leichte Sommerschuhe). Dort, bei einem Cappuccino, ist das Gespräch plötzlich wieder auf dem Thema Sterben und Tod. Jetzt bezeichne ich mich als Agnostiker. Ob es denn nicht einfach uninteressant sei, über Dinge nachzudenken, von denen für mich nichts gesichert sei als die Tatsache, dass sich darüber nicht nachdenken lasse. Andererseits habe ich keine Probleme damit, sage ich, dass andere Leute in ihrer Auseinandersetzung mit ihrem Leben und ihrer Todesangst (gibt es überhaupt eine andere Angst?) als individuelle Strategie eine Form des Glaubens wählen. Es habe ja zu allen Zeiten sowohl den Versuch gegeben, das Leben denkend (und also ohne Gewissheiten), als auch jenen, es mit der Gewissheit des Glaubens zu bestehen. Warum sollte in dieser Frage eine Haltung die richtigere sei? Die erste verharrt in der unauflösbaren Auseinandersetzung mit dieser Todesangst, die andere dreht derweil auf der Suche nach dem Ende dieser Angst eine Kurve im Selbstbetrug, im Augenblick des Sterbens sind, so vermute ich, alle Menschen gleich weit. Entweder lasse ich mich – glaubend – auf die Verbalisierung von Transzendenz ein oder nicht. Im letzteren Fall muss ich mich bemühen, entweder als Atheist an der eigenen Ignoranz nicht irre zu werden, oder als Agnostiker mir stets der selbstgewählten Beschränkung bewusst zu bleiben. – Auf dem Rückweg zum Auto durch eine schmale Quergasse gehe ich einige Schritte hinter den plaudernden Frauen, als ich von einem Schwarzafrikaner angesprochen und bedrängt werde, der die Hände voll billigsten Plastikflitters hat und mit gebrochenem Italienisch auf mich einzureden beginnt. Ich versuche auszuweichen, weiterzugehen, was mir nicht sofort gelingt, sehe die Augen des Mannes, diese kleinen Pupillen, Drogen, denke ich,

reflexartig sprudelt es aus mir hervor: «Non sò parlare italiano. Sono svizzero», er lässt von mir ab, ich eile den Frauen nach, schäme mich. Schäme mich noch.

*...das Küken macht Fortschritte: Das verletzte Bein stärker belastend, hinkt und flattert es munter vor dem Hühnerstall herum. Rasta, der Zottelhund an der langen Kette, liegt in der Sonne und schaut ihm gelangweilt zu...*

*Das Überich bläst zum Appell.* – Nach der Rückkehr aus Montevarchi bleibt ein Unwohlsein, ein Druck im Kopf, über das Sonnengeflecht und den Rücken eine unbestimmte Nervenspannung. Zuerst schiebe ich's auf die Autofahrt zum Wochenmarkt, ich fahre nicht gern auf den quer zur Fahrtrichtung gestellten Rücksitzen des Kastenwagens. Das Unwohlsein bleibt während des ganzen Nachmittags. Für das Abendessen haben wir Jolanda und Marco zum Abschied in das Ristorante von Bucine, das «Paguro» eingeladen. Dafür chauffieren sie uns ins Dorf, ich sitze wiederum auf dem Rücksitz. Als ich zum Auto aussteige ein flaes Gefühl im Magen, Muskelschmerzen vor allem über die Schultern, Schweissausbrüche. Als der Antipasto serviert wird, kann ich nicht mithalten, mit dem ersten Bissen Parmschinken ist der Magen vollständig blockiert, mit äusserster Konzentration atme ich gegen die Übelkeit an. Heidi sei aufmerksam geworden, sagt sie später, als sie meine steife Körperhaltung bemerkt habe, die Schweissperlen auf der Stirn, die blutleeren Lippen. Ich entschuldige mich und begeben mich auf einen Spaziergang ums Haus. Marco – vermutlich auf einen Wink von Heidi, die mich einmal nach ähnlicher Reaktion hat in Ohnmacht kippen sehen – eilt mir nach und begleitet mich. Das Plaudern, die Bewegung und das tiefe Atmen tun gut, nach der Rückkehr sitze ich entspannter, aber essen kann ich nichts. In kleinen Schlucken trinke ich Wein, allmählich verebbt das Nervengewitter. Die anderen essen, allerdings sichtlich irritiert, Marco am tapfersten, Heidi und Jolanda verzichten auf den Secondo. – Eine heftige und nach bald vier Ferienwochen ziemlich unerklärliche Körperreaktion, schimpfe ich mit mir, als wir in unsere Ferienwohnung zurückgekehrt sind und versuche beim Zubettgehen Erklärungen aus (rationalisieren ist ein Allerweltsmittel gegen Ängste). Der Tagebucheintrag zum Tod von Othmars Vater heute Nachmittag, er war bloss sieben Jahre älter als ich jetzt, da würde noch manch einer nachdenk-

lich: Woher nehme ich die Zuversicht, die Mitte meines Lebens sei auch seine Hälfte? Oder: das bevorstehende Ferienende. Über Wochen hat sich in mir nun ein mir gemässer Rhythmus einspielen können, die dauernde Anspannung gegen die Reizüberflutung mit Infojunk ist abgesunken, das nie endende Zulaut und Zuviel und Zuschnell ist abgeflacht, die Körperrhythmen haben sich verlangsamt. Der Seele ist's hier zu wohl geworden, hat sich ein bisschen zu weit aus ihrer Katakombe hervorgetraut, zack, hat ihr das Überich eins hinter die Löffel gegeben. Jetzt, achtundvierzig Stunden vor der Abreise, bläst das Überich zum Appell, ganzer Lerch auf ein Glied Sammlung, Abreise Samstag 11.40 Uhr, Florenz ab 14.11 Uhr, hinauf in die Poebene, hinüber nach Mailand, rein in die Schweiz und am nächsten Morgen als erstes ran an den Kiosk, die «Sonntags-Zeitung» holen und beim Frühstückskaffee damit beginnen, mit all den Informationsunsäglichkeiten die Seele in die Katakombe zurückzuscheuchen und so schnell wie möglich wieder den Alltagspanzer über die Haut zu kleistern. Oder es ist ganz anders: Vielleicht hat heute wirklich – wie in anderen Jahren während dieser letzten, zunehmend trügerisch werdenden, lichtvollen Tage auch – etwas rüppelhaft das Spätsommergespenst zwischen meinen Schultern Platz genommen und bleibt jetzt einige Tage oder Wochen dort sitzen. Heidi allerdings hat eine pragmatischere Erklärung für meine Körperreaktion: Nach einem Streit zwischen Jolanda und Marco war es während des Nachmittags eine zeitlang nicht mehr klar gewesen, ob wir überhaupt zu viert zum Abendessen fahren würden. Ich hätte, so sagt sie, weil ich mich in solchen Situationen immer zu wenig klar abgrenzen könne, als eine Art Katalysator die vorhandenen Spannungen auf mich gezogen und abgeleitet, sozusagen psychosomatisch als Blitzableiter funktioniert. Mag sein, auch das stimmt.

*...letzter Tag, wolkenlos, aber windig, das Weiherwasser jetzt auf der Haut prickelnd. Abends übernehmen wir die Fütterung der Tiere ums Haus, weil Jolanda und Marco zu einer Hochzeitsfeier eingeladen sind. Tagsüber sind die Zikaden nur noch selten zu hören, jetzt, in der Abenddämmerung setzen wieder die Grillen ein. Beim Einnachten um die Hausecken der flinke Zick-Zack-Flug der Fledermäuse...*



*Mitte des Lebens vorbei.* – Seit Mailand sind wir allein im abgeschlossenen Sechsercoupé. Wolkenlos strahlender Sommerabend über dem Monte Generoso, nach Bellinzona die Täler voller Schatten, die Gipfel überschüttet von Goldlicht unter dunkelblauem Himmel – frech sitzt im Nacken mein Spätsommergespenst und parodiert meine Lektüre: «Merk dir: ‘das schreiben schafft ab!’, schreibt Laudse» [130]. Heidi und ich machen es uns bequem, rücken die Polstersessel in Liegeposition und kuscheln zusammen. Draussen jetzt der mässige Samstagabendverkehr auf der Leventiner Hauptstrasse; mit Steinplattendächern kauern in der Talsohle ab und zu niedere Häusergruppen; ein emd-rechender Bauer am Bahnbord; an den steilaufschliessenden, felsdurchzogenen Hängen scheint in letzten Sonnengarben verfärbtes Laub auf. «als Gegenteil ist oft das Wort erst wahr» [128]. Der Bahnhof von Airolo fliegt vorbei, das Bahnarbeiterdenkmal, dann schwarz. Hinter dem Gotthard stürzen wir mit dem Zug hinunter in die Nacht der Urschweiz.

#### Literatur

- Ivo Andrić: Die Brücke über die Drina, München (dtv) 1987/1993<sup>6</sup>.
- Martin Buber [Hrsg.]: Tschuang-Tse (= Dschuangdse): Reden und Gleichnisse. Auswahl, Zürich (Manesse) 1951.
- Thomas Keneally: Schindlers Liste, München (Goldmann) 1982/1994<sup>9</sup>.
- Primo Levi: Ist das ein Mensch?, München (dtv) 1958/1993<sup>2</sup>.
- Dacia Maraini: Isolina. Die zerstückelte Frau, Reinbek/Hamburg (rororo) 1993.
- Kurt Marti: Erinnerungen an die DDR und einige ihrer Christen, Zürich (Jordanverlag) 1994.
- Ernst Schwarz [Hrsg.]: Laudse: Daudesching, Leipzig (Reclam) 1978.
- WIDERSPRUCH - Beiträge zur sozialistischen Politik. Heft 27, Zürich 1994.